

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Belehrende und unterhaltende Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-339841](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339841)

Belehrende und unterhaltende Geschichten.

Wanderungen am Bodensee.

(Fortsetzung).

Ich verlasse das fruchtbare sog. „Paradies“, welches mit seinem gemüsebautreibenden fleißigen Völkchen gegenwärtig noch eine zollfreie Vorstadt von Konstanz bildet, und schreite rechts über den kleinen Brül an dem Platz vorüber, wo in den Jahren 1415 und 1416 Johannes Hus und Hieronymus von Prag den Tod auf dem Scheiterhaufen glaubensvoll erlitten haben. — Von hier führt ein schmaler Fußpfad an dem im Frühjahr 1860 zweckmäßig restaurirten und mit englischen Gartenanlagen umgebenen städtischen Schützenhause vorbei. —

Bevor ich jedoch meine Reise weiter fortsetze, lasse ich mich hier unter dem Schatten von Linden- und Kastanienbäumen nieder, sehe dem sichern Schießen der zahlreichen Schützen, sowie den lustigen Sprüngen des Schützenzeigers zu, und labe mich mit einem Glas guten Bier's, das hier immer frisch zu haben ist aus der Brauerei des Herrn Christian Kempfer zur Sonne in Konstanz. Von hier aus gelangt man in einer Viertelstunde auf einem bequemen Wiesenweg nach dem wein- und obstreichen Dörfchen Gelschhofen. Eine hübsche evangelische Kirche, Schulen und viele ansehnliche Wohngebäude, worunter eine reichliche Zahl von Wirthshäusern sich befinden, zieren den Ort. — In bequemer Steigung gelangt man von hier auf den sogenannten Gaisberg, früher zum Kloster Kreuzlingen gehörig, seit Anfangs der 1840er Jahre aber im Besitze des Herrn Fr. Weil aus Württemberg, der viele Jahre als Klaviermacher in Amerika war und zur großen Freude seiner damals noch lebenden Eltern im Jahr 1844 von dort zurück kehrte und im Juli desselben Jahrs auf dem Gute Gaisberg ankam. — Mit großem Kostenaufwand ließ der nunmehrige Besitzer das Schloß und sämtliche Gebäude geschmackvoll und solid ausstatten, — die zum Theil sehr vernachlässigten Gärten in gute Acker umwandeln, überhaupt das ganze Gut zu einem wahrhaft irdischen Paradiese einrichten. — Die Aussicht ist hier prachtvoll.

Vom ganzen großen Gute aus überseht man den Ober- und Untersee, den Rhein, im Hintergrund die berühmten Berggruppen: Hohentwiel,

Hohenstoffeln, Hohenkrähen, Mägdeberg etc., alle am schwäbischen Ufer des Bodensee's gelegenen Städte, Dörfer und Lusthäuser, das ganze an Segen so reiche Oberschwaben mit seinen alten Schlössern und Burgen, wie Heiligenberg u. s. w. und im Hintergrund gegen Osten die majestätischen Tyroler- und Schweizeralpen, Abends und Morgens in ihrem goldenen Purpurglänze, dieß und der Anblick der durch alle Farben des Regenbogens wechselnden unendlichen Wasserfläche, belebt durch zahlreiche Fischerboote, Segel- und Dampfschiffe, — dieß ist ein schwaches Bild der unaussprechlich reizenden Aussicht auf Gaisberg, und unwillkürlich erinnern hier die Worte des Dichters:

„Mahnt dich nicht Alles hier, dem Niedern zu entsagen?
Ruft nicht zum Kampfesmuth hier Alles auf?
Mußt du nicht schämen dich der feigen Klagen,
Des Zweifels an des Weltalls heil'gem Lauf?
Und wem erleichtert nicht hier das Bild von trüben Tagen?
Uns Kleinen gibt hier seine Größe Gott zu schau'n,
Und wir, wir sollten nicht dem großen Gott vertrau'n?“

Geht man von hier abwärts über den sog. Römberg, so gelangt man nach kurzer Strecke nach dem freundlichen Ort Kreuzlingen.

Kreuzlingen war ehemals eine große Augustiner-Chorherren-Abtei und erscheint in den Urkunden als Crucilinum; sie wurde vom Bischof Konrad von Konstanz, welcher 943—975 mit ausgezeichnete Frömmigkeit dem Bisthume Konstanz vorstand, vor den Thoren der Stadt Konstanz gegründet, mit einem Theile des Kreuzes Christi (daher ihr Name), das er selbst von Jerusalem mitgebracht hatte, beschenkt und besonders dem Dienste der Krankenpflege gewidmet. Das nahe gelegene Frauenstift Münsterlingen war ähnlichen wohlthätigen Werken bestimmt. Konrads Nachfolger verlegte das Frauenstift eine Stunde weiter hinauf an den See und soll dadurch die Abtei an Vermögen geschwächt haben. Bischof Ulrich I., ein Graf von Kyburg, erhielt vom Kaiser und vom Papste die Erlaubniß, allgemein zur Wohlthätigkeit gegen Kreuzlingen aufzumuntern zu dürfen (1125). Er that dieses mit sehr großem Erfolg, denn bald strömten von allen Seiten Geschenke herbei. Er weihte die Kirche zur Ehre der hl. Austra auf's neue. Im

Schwabenkriege (1499) wurde Kreuzlingen von den schwäbischen Bundesvölkern abgebrannt: den meisten Schaden erlitt es von Konstanz aus, welchem es sehr nahe stand (bei dem heutigen Schöpfle-Wirthshaus), aber im Jahre 1506 wurde es meistens durch Beiträge aus dem Thurgau wieder hergestellt. Bei der Einführung der Reformation im Jahre 1529 flüchtete der Abt über den Bodensee in seine schwäbische Besitzung Hirschlatt; er kehrte im Jahre 1531 wieder zurück, wurde aber von den Anhängern der neuen Lehre in Konstanz abermals vertrieben. Im 30jährigen Kriege hielten die Schweden unter Gustav Horn das Kloster besetzt und leiteten von hier aus, wiewohl vergebens, ihre Operationen gegen die Stadt Konstanz. Bei ihrem Abzuge plünderten und verbrannten sie das Kloster. Während dieser Zeit wohnte der Abt im Amtshause zu Konstanz und die Chorherren waren in verschiedenen Klöstern vertheilt. Um der Noth der Abtei einigermaßen abzuhelfen, vereinigte Papst Urban III. die Propstei Riedern in der Landgraffschaft Stühlingen mit der Abtei Kreuzlingen. Im Jahre 1665 begann Abt Augustin den Wiederaufbau des Klosters: es wurde aber größerer Sicherheit wegen, in größerer Entfernung von der Stadt, auf seine jetzige Stelle gesetzt. Durch eine geschickte Verwaltung brachte er das Kloster wieder in Aufnahme. Im Jahre 1837 wurde es mit andern Klöstern Thurgau's aufgehoben und sein sehr bedeutendes Vermögen zu wohlthätigen Zwecken bestimmt. Gegenwärtig befindet sich in demselben ein Schullehrerseminar und eine gut geleitete landwirthschaftliche Muster- schule. Als gelehrte Aebte und Stifftsherren zu Kreuzlingen sind Anton Luz (1779) und Wilhelm Wilhelm (1759), welcher später Professor in Freiburg war, zu nennen. Das reine Vermögen des Klosters wurde 1836 auf 480,485 fl. 23 fr. geschätzt. In der Kirche befindet sich ein schönes Altargemälde von Memberger und ein kunstreiches, hohes Gitter, welches den Chor von der Kirche trennt. Das Interessanteste aber ist die plastische Darstellung der Leidensgeschichte, welche in einer großen Nische aufgestellt ist und an 2000 Holzfiguren zählt. Die Figuren sind schuhhoch, zierlich und kunstreich aus Lindenholz geschnitten, ohne Farben; an Felsen, Höhlen und allen Passionsattributen ist kein Mangel vorhanden. Ein Tyroler Künstler soll diese kunstreiche

Arbeit in 18 Jahren verfertigt haben. Bis vor wenigen Jahren stand dem Kloster gegenüber eine kleine, uralte Siechenhauskapelle, in welche Steinbilder der Apostel Petrus und Paulus, Joseph's und Maria's eingemauert waren, die nun in der Münsterkirche zu Konstanz aufbewahrt und zu sehen sind; dieselben haben große Ähnlichkeit mit denjenigen des Klosters Hirschau, und dürfen zu den ältesten Bildwerken der Schweiz (vielleicht aus dem 9. oder 10. Jahrhundert) gehören.

Der Ort Kreuzlingen besitzt mehrere stattliche Wohngebäude, darunter das prachtvoll gelegene „Belle-Vue,“ Privatanstalt für Geistes- und Gemüthsranke, unter der vortrefflichen Leitung des Herrn Dr. Vinswanger, viele Wirthschaften und dem guten Gasthof zum Löwen. —

Hier wurde am 25. Juni v. J. das Thurgauische Kantonalgefängniß abgehalten, an welchem 48 verschiedene Vereine Theil nahmen, worunter auch mehrere der benachbarten deutschen Staaten. Allen Besuchern desselben bleibt gewiß eine freundliche Erinnerung an diesen hier verlebten schönen gemüthlichen Freudentag.

(Fortsetzung im nächsten Jahre.)

Johann Peter Hebel.

Wir haben schon im vorigen Jahrgang des „Wanderers“ unsern werthen Lesern eine Abbildung von Hebel's Grabdenkmal auf dem Kirchhofe zu Schwyzingen gegeben, und wenn wir am Schlusse des Aufsatzes sagten: „bald ist ein Jahrhundert über Hebel's Namen dahin gerauscht, aber er lebt im Herzen unseres Volks und wird leben, so lange die deutsche Zunge waltet,“ so haben sich diese Worte schon im verflossenen Jahre vollständig bewahrheitet, denn der 10. Mai 1860, Hebel's 100 jähriger Geburtstag, wurde nicht nur in seinem Heimathsorte Hausen feierlichst begangen, sondern überall im badischen Lande und auch weit über dessen Grenze hinaus, wurden passende Festlichkeiten angeordnet, um das Andenken an diesen lieblichen Volksdichter, in ehrenvoller Weise zu begehen. Auch der „Wanderer“ will nicht zurückbleiben und nachträglich noch sein Scherflein zur Hebel-Feier beitragen. Zu diesem Zweck führt er seinen geneigten Lesern in Kürze Hebel's Leben vor Augen, und bringt nebenstehendes wohlgetroffenes Bildniß von ihm.



Johann Peter Hebel.

Der Webergeselle Johann Jakob Hebel (Hebel's Vater), aus dem damals kurpfälzischen Städtchen Simmern auf dem Hundsrück gebürtig, war auf seiner Wanderschaft auch nach Basel gekommen, ließ sich dort anwerben und ging zugleich als Diener des Majors Iselin mit in den Krieg nach Flandern, an den Niederrhein und nach Korsika. Bevor er aber auszog, war er noch anders angeworben, denn er liebte die Ursula Vertlin, die als Magd im Iselinschen

Hause diente und aus Hausen bei Schopfheim im badischen Oberlande gebürtig war. Es kann wohl sein, daß der Sohn dieser Weiden, eben der von dem wir berichten, etwas aus der Geschichte seiner Eltern in sein Gedicht „der Bettler“ übertrug: da kommt ein Soldat als Invalid verkleidet aus Korsika heim, stellt sein Mädchen auf die Probe und als es sich bewährt, ist Jubel in Fülle.

Der Weber Johann Jacob Hebel arbeitet

im Winter in Hausen an seinem Webstuhl, im Sommer arbeitete er und seine Frau wieder als Diensteute im Iselinschen Hause zu Basel, ihr Lebensschifflein ging fast wie das Weberschifflein am Webstuhle zwischen Basel und Hausen hin und her.

Im Frühling 1760 waren also die beiden Eheleute wieder nach Basel in das Iselinsche Haus gewandert, und im Herbst wanderten sie zu dritt zurück, denn am 10. Mai 1760 wurde ihnen ein Sohn geboren, der die Namen Johann Peter erhielt.

Auf dem Heimweg im Herbst trug der Vater seinen Sohn. Er sollte ihn nicht lange in den Armen haben, denn schon im Juli 1761 starb er, und so wuchs der Knabe als einsames Kind einer armen Wittve auf und wanderte mit der Mutter hin und her zwischen Basel und Hausen.

Wer kann sagen, welche Eindrücke da in die Kindesseele fielen? Denn Kindesindrücke sind wie Morgenthau auf der Pflanze, sie verwandeln sich in Blatt und Zweig und Blume, und was uns in diesen anmuthet, ist gesättigt und gedeihen aus dem Thau.

Der junge Hebel wurde aber kein weichselger Kopfhänger, im Gegentheil, die Lustigkeit und Schalkhaftigkeit schlug in ihm vor; er hatte ein offenes Auge und fröhlichen Sinn, und wie er in's Herz seiner Volksgenossen schaute und alle Regungen darin kannte und in sich fühlte in Leid und Lust, empfand er in sich und mit Allen das, was schon die alten Römer als „fröhliche Armuth“ glücklich priesen, oder was der vorztreffliche Justus Möser „die Politik des Unglücks“ nennt.

In herzlichem Genügen, sich an den allverbreiteten Gütern des Lebens erfreuend, an Sonnenschein und Gesang, an Liebe und hülfreicher Güte, so wuchs Peter Hebel heran, und es ward sein Beruf: die Menschen zu lehren, sich dessen zu erfreuen was Allen gegeben ist, sich in sich selbst glücklich zu fühlen und Andere nach Kräften glücklich zu machen.

Der kleine Peter zeigte schon früh besondere Begabung, wurde von wohlthätigen Menschen unterstützt, zum Studium angeleitet, wurde evangelischer Theolog, Professor am Gymnasium zu Karlsruhe, Kirchenrath und zuletzt Prälat.

Noch heute erinnern sich Viele seiner Schüler mit inniger Dankbarkeit seiner freundlichen und

eindringlichen Lehre. Er hat an seinen Mitmenschen vergolten, was man ihm einst Gutes gethan; und wenn diejenigen, die Gutes von ihm empfangen, es in gleicher Weise fortpflanzen, so bildet sich eine Kette von edeln Thaten und edeln Gefinnungen, die zu den schönsten Erbtheilen der Menschheit gehört!

Es war eine begrenzte Landschaft, in der sich die Thätigkeit Hebel's äußerte. Wie bei allen ächten Menschen war ihm das liebste das mündliche Wort, der persönliche Verkehr. Was er schrieb und drucken ließ, war nur eine Erweiterung des persönlichen Zusammenlebens, und der Kreis wurde größer als er je ahnte, und jetzt nach einem Jahrhundert seiner Geburt schauen von allen Landen Unzählige nach der Gesindestube zu Basel, wo ein Knabe geboren wurde, der als Mann nach Maßgabe seiner Kraft ein Wohlthäter seiner Mitmenschen wurde, indem er einer der ersten war, der den Reichthum des Gemüths, die Gesundheit und Fröhlichkeit, die Arbeitslust und unverwüßliche Tugend, die im Herzen des Volkes leben, getreulich offenbarte. Er war einer der ersten und besten, die dem Volke selbst und den Höhergebildeten zeigten, daß unter dem hausmachtenen Kittel wie unter dem vornehmeren Gewand dasselbe menschliche Herz schlägt in Freud und Leid, wenn auch die Sprache des Mundes eine verschiedene ist. In Heiterkeit und Ernst wurde Hebel ein fröhlicher sangreicher Kamerad auf allerlei Lebenswegen und ein überall herzlich begrüßter Hausfreund. Er hat sein Leben rein und schön ausgelebt, und starb am 22. September 1826 im Alter von 66 Jahren.

Franziska.

In einem unscheinbaren Dörfchen am Rhein saß eines Abends, als es schon dunkeln wollte, ein armer junger Mann, ein Weber, noch an dem Webstuhl, und dachte während der Arbeit unter andern an Vater und Mutter, denen ihr Lebensfaden auch schon von der Spuhle abgelaufen war, hernach an den Großvater, dem er einst auch noch auf den Knien gesessen und an das Grab gefolgt war, und war so vertieft in seinen Gedanken und in seiner Arbeit, daß er gar nichts davon merkte, wie eine schöne Kutsche

mit vier stattlichen Schimmeln vor seinem Häuslein anfuhr und stille hielt. Als aber etwas an der Thürschwelle drückte, und ein holdes jugendliches Wesen hereintrat, mit wallenden schönen Haarlocken, und in einem langen himmelblauen Gewande, und das freundliche Wesen ihn fragte mit mildem Ton und Blick: „Kennst du mich, Heinrich?“ da war es, als ob er aus einem tiefen Schlaf aufwäre, und er war so erschrocken, daß er nicht reden konnte. Denn er meinte, es sei ihm ein Engel erschienen, und es war auch so etwas der Art, nämlich seine Schwester Franziska, aber sie lebt noch. Einst hatten sie manches Körblein voll Holz baarfuß mit einander aufgelesen, manches Binsenförbchen voll Erdbeeren am Sonntag mit einander gepflückt und in die Stadt getragen, und auf dem Heimweg ein Stück Brod mit einander gegessen, und jedes aß weniger davon, damit das andere genug bekäme. Als aber nach des Vaters Tod die Armuth und das Handwerk die Brüder aus der elterlichen Hütte in die Fremde geführt hatte, blieb Franziska allein bei der alten gebrechlichen Mutter zurück und pflegte ihrer, also, daß sie dieselbe von dem kärglichen Verdienste ernährte, den sie in einer Spinnfabrik erwarb, und in den langen, schlaflosen Nächten mit ihr wachte und aus einem alten, zerrissenen Buch von Holland erzählte, von den schönen Häusern, von den großen Schiffen, von der grausamen Seeschlacht bei Doggersbank, und ertrug das Alter und die Wunderlichkeit der kranken Frau mit kindlicher Geduld. Einmal aber, früh um zwei Uhr, sagte die Mutter: „Bete mit mir, meine Tochter. Diese Nacht hat für mich keinen Morgen mehr auf dieser Welt.“ Da betete und schluchzte und küßte das arme Kind die sterbende Mutter, und die Mutter sagte: „Gott segne dich, und sei“ — und nahm die letzte Hälfte des Muttersegens „und sei dein Vergelter!“ mit sich in die Ewigkeit. Als aber die Mutter begraben und Franziska in das leere Haus zurückgekommen war, und betete und weinte, und dachte, was jetzt aus ihr werden sollte, sagte etwas in ihrem Innern zu ihr: „Geh nach Holland,“ und ihr Haupt und ihr Blick richtete sich langsam und sinnend empor, und die letzte Thräne für diesmal blieb ihr in den blauen Augen stehen. Als sie von Dorf zu Stadt und von Stadt zu Dorf betend und bettelnd und Gott vertrauend nach Holland

gekommen war und so viel ersammelt hatte, daß sie sich ein sauberes Kleid kaufen konnte; in Rotterdam, als sie einsam und verlassen durch die wimmelnden Straßen wandelte, sagte wieder etwas in ihrem Innern zu ihr: „Geh in das Haus dort mit den vergoldeten Gittern am Fenster.“ Als sie aber durch den Hausgang an der marmornen Treppe vorbei in den Hof gekommen war, denn sie hoffte zuerst Jemand anzutreffen, ehe sie an eine Stubenthüre anpochte, da stand eine betagte, freundliche Frau von vornehmen Ansehen in dem Hof und fütterte das Geflügel, die Hühner, die Tauben und die Pfauen. „Was willst du hier, mein Kind?“ Franziska faßte ein Herz zu der vornehmen, freundlichen Frau, und erzählte ihr ihre ganze Geschichte. „Ich bin auch ein armes Hühnlein, das eures Brodes bedarf,“ sagte Franziska, und bat sie um Dienst. Die Frau aber gewann Zutrauen zu der Bescheidenheit und Unschuld und zu dem nassen Auge des Mädchens, und sagte: „Sei zufrieden mein Kind, Gott wird dir den Segen deiner Mutter nicht schuldig bleiben. Ich will dir einen Dienst geben und für dich sorgen, wenn du brav bist.“ Denn die Frau dachte: Wer kann wissen ob nicht der liebe Gott mich bestimmt hat, ihre Vergelterin zu sein, und sie war eines reichen Rotterdamer Kaufmanns Wittve, von Geburt aber eine Engländerin. Also wurde Franziska zuerst Hausmagd, und als sie gut und treu erfunden ward, wurde sie Stubenmagd, und ihre Gebieterin gewann sie lieb, und als sie immer feiner und verständiger ward, wurde sie Kammerjungfer. Aber jetzt ist sie noch nicht alles, was sie wird. Im Frühling, als die Rosen blühten, kam aus Genua ein Better der vornehmen Frau, ein junger Engländer, zu ihr auf Besuch nach Rotterdam, er besuchte sie fast alle Jahre um diese Zeit, und als sie eins um das andere hinüber und herüber redeten, und der Better erzählte, wie es aussah, als die Franzosen vor Genua in dem engen Paß in der Bochetta standen und die Oesterreicher davor, trat heiter und lächelnd, mit allen Reizen der Jugend und Unschuld geschmückt, Franziska in das Zimmer, um etwas aufzuräumen oder zurecht zu legen, und dem jungen Engländer, als er sie erblickte, ward es sonderbarlich um das Herz, und die Franzosen und Oesterreicher verschwanden ihm aus den Sinnen. „Tante,“ sagte er zu seiner

Bafe, ihr habt ein bildschönes Mädchen zur Kammerjungfer. Es ist schade, daß sie nicht mehr ist, als das." Die Tante sagte: "Sie ist eine arme Waise aus Deutschland. Sie ist nicht nur schön, sondern auch verständig, und nicht nur verständig, sondern auch fromm und tugendhaft, und ist mir lieber geworden als mein Kind." Der Vetter dachte, das lautet nicht bitter. Den andern oder dritten Morgen aber, als er mit der Tante im Garten spazierte, fragte die Tante: "Wie gefällt dir dieser Rosenstock?" der Vetter sagte: "Sie ist schön, sehr schön." Die Tante sagte: "Vetter, du redest irr. Wer ist schön? Ich frage ja nach dem Rosenstock." Der Vetter erwiderte: "die Rose," — "oder vielmehr die Franziska?" fragte die Tante.

"Ich hab's schon gemerkt," sagte sie. Der Vetter gestand ihr seine Liebe zu dem Mädchen und daß er sie heirathen möchte. Die Tante sagte: "Vetter, du bleibest noch 3 Wochen bei mir. Wenn es dir alsdann noch so ist, so habe ich nichts darwider. Das Mädchen ist eines braven Mannes werth." Nach 3 Wochen aber sagte er: "Es ist mir nimmer, wie vor 3 Wochen. Es ist noch viel ärger, und ohne das Mägdelein weiß ich nicht, wie ich leben soll." Also geschah die Verlobung. Aber es gehörte viel Zureden dazu, die Demuth der frommen Magd zu ihrer Einwilligung zu bewegen.

Jetzt blieb sie noch ein Jahr bei ihrer bisherigen Gebieterin, aber nicht mehr als Kammermädchen, sondern als Freundin und Verwandte in dem reichen Hause mit vergoldetem Fenstergitter, und noch in dieser Zeit lernte sie die englische Sprache, die französische, das Klavierspielen u. s. w. Nach einem Jahr kam der Bräutigam noch ein paar Wochen vorher, und die Trauung geschah in dem Hause der Tante. Als aber von der Abreise des neuen Ehepaars die Rede war, schaute die junge Frau ihren Gemahl bittend an, daß sie noch einmal in ihrer lieben Heimath einkehren und das Grab ihrer Mutter besuchen und ihr danken, und daß sie ihre Geschwister und Freunde noch einmal sehen möchte. Also kehrte sie jenes Tages bei ihrem armen Bruder, dem Weber ein, und als er ihr auf ihre Frage: "Kennst du mich, Heinrich?" keine Antwort gab, sagte sie: "Ich bin Franziska, deine Schwester." Da ließ er vor Bestürzung das Schifflein aus den Händen fallen und seine

Schwester umarmte ihn. Aber er konnte sich anfänglich nicht recht freuen, weil sie so vornehm geworden war, und er scheute sich vor dem fremden Herrn, ihrem Gemahl, daß sich in seiner Gegenwart die Armuth und der Reichthum so geschwisterlich umarmen und zu einander sagen sollten Du, bis er sah, daß sie mit dem Gewande der Armuth nicht die Demuth ausgezogen, und nur ihren Stand verändert hatte, nicht ihr Herz. Nach einigen Tagen aber, als sie alle ihre Verwandten und Bekannten besucht hatte, reiste sie mit ihrem Gemahl nach Genua; beide leben vermuthlich noch in England, wo ihr Gemahl nach einiger Zeit die Güter eines reichen Verwandten erbt.

Etwas über den Gartenbau.

Schon mehrere Jahre hat der Wanderer den Bauersmann über Gegenstände aus der Defonomie belehrt. Er findet es daher am Plage, auch der Frauenwelt einmal etliche Winke über den Gartenbau zu geben, dieweil die Hausfrauen ohnehin allenthalben die Stelle der Gärtner vertreten, und ein gutbestelltes Gärtlein nicht nur dem Hause gut ansteht, der Hausfrau und ihren Töchtern Ehre macht, sondern auch fürs Hauswesen nuzbringend ist.

Schauen wir also, wie Frau Kolb, unterstützt von ihrer Tochter Anna, das Gemüse pflanzt.

Nachdem im Herbst der Garten eingeräumt war, befahl die Mutter, auf die tiefer gelegenen, mehr leittigen Gartenbeete, frischen und auf die höher gelegenen Beete, mit leichterem Boden, schon bereits verwesten Dünger zu tragen und ihn unterzugraben. —

Ueber Winter wurde der Garten noch mehrere mal mit Sauche und Abtrittdünger überschüttet. Die Mutter pflegte zu sagen: Auf einem fetten Boden hat man zwei- bis dreimal Ernte und auf einem magern kaum einmal.

Im Frühjahr wurde zuerst ein Plan entworfen, wie die verschiedenen Pflanzungen auf die Rabatte zu vertheilen seien. Die Mutter sagte: Schau Anna, es ist nicht gut, wenn auf ein und dasselbe Beet alljährlich dieselbe Pflanze kommt. Die Mutter säete nun:

1) Kresse. Hiezu wählte sie kein besonderes Beet, sondern säete ihn an eine Rabatte,

wo eine Einfassung fehlte, der ganzen Länge desselben nach, etwa $\frac{1}{2}$ Fuß breit, ziemlich dicht. —

Dieser zeigte sich auch zuerst und Anna schnitt, als er kaum fingerslang war, schon ganze Schüsselfull ab. Dies war die erste Ernte im Garten von der diesjährigen Saat, und — sie wiederholte sich noch drei bis vier mal. Ein Stückchen von zwei Quadratus im Umfange ließ sie in Samen schießen. Dieser wurde sorgsam abgenommen und aufbewahrt. —

2) Salat. Mit Salat säete die Mutter drei Beete an und behielt noch drei weitere vor, von denen sie alle Monate ein weiteres ansäete. Anna fragte, warum sie dies so einrichte.

Mutter. Der erste Salat geräth in der Regel am besten, daher wähle ich gleich drei Beete. Er hält aber nicht den ganzen Sommer, daher ist's gut, wenn man alle vier Wochen wieder ein frisches Beet säet. Ich säe ihn, wie du siehst, breitwürfig und ziemlich dicht, damit man, wenn er einige Blättchen hat, gleich rupfen kann. Das Ausrupfen wird stets fortgesetzt, bis er nicht mehr zu dicht steht und sich kopsen kann. Wenn die Salatpflänzchen gehörig kräftig sind und vier bis sechs Blättchen haben, so kann man sie auch in frischgegrabene Beete zehn bis zwölf Zoll weit verpflanzen, dies gibt dann den schönen Sommerkopfsalat.

Den Winterkopfsalat säet man erst Ende August und verpflanz ihn, wie den Sommerkopfsalat, nur etwas näher zusammen. Die Stöcke, die ihr Leben über Winter retten, werden durchs Bodenlockern, Zuschütten und Reinigen vom Unkraut gepflegt. Die schönsten Stöcke läßt man zu Samen stehen.

3) Gelbe Rüben. Diese keimen sehr lange nicht; daher die Ansaat so früh wie möglich geschehen soll. In den Garten wählt man die feinere Sorte, sog. Karotten, die nur kurze, aber dicke, rothgelbe Wurzeln haben. — Sie lieben einen fetten Boden, sollen immer rein gehalten und wollen nicht verpflanzt werden.

Anna zur Mutter. Da steht auf einem Samenpaket auch „gelbe Rübe.“

Mutter. Dies sind sog. Riesenmöhren. Der Vater pflanzt diese aufs Feld. Sie werden viel größer und länger, sehen weißlichgelb aus und werden mehr als Vieh- und Schweinfutter verwendet. Bei Mangel an andern Gemüsen geben sie jedoch mit Kartoffel gekocht auch eine recht

schmackhafte Speise für die Menschen. Die Karotten säen wir ziemlich dicht und beginnen mit Ausrupfen, sobald sie fingersdick sind. Man hat dann den ganzen Sommer hindurch Gemüse.

Stehen sie einmal zehn bis zwölf Zoll von einander, so wird das Ausrupfen eingestekt.

Die gelben Rüben geben erst im zweiten Jahre Samen. Möhren und Karotten sollen aber bei der Samenerziehung nicht zu nahe beisammen stehen.

4) Erbsen. Mutter. Zuerst säen wir die Zwergzuckererbsen. Diese liefern die ersten Schoten und sind gegen Frost weniger empfindlich. In eine gezogene ein bis zwei Zoll tiefe Furche legte Anna alle drei bis vier Zoll zwei Samenkörner.

Anna. Wann säen wir die Stangenerbsen, denen man Stauden steckt?

Mutter. In acht bis vierzehn Tagen. Diese dauern dann bis in den Spätsommer und liefern Schoten, wenn die Zwergerbbsen schon im Abgange sind.

Anna. Wie werden sie gepflegt?

Mutter. Die ganze Pflege besteht darin, daß man ihnen beim feuchten Wetter zuschüttet und bei gutem häufelt, — sie an Stauden anbindet und vom Unkraute frei hält.

5) Rothrüben, Mangold und Zuckerrüben. Schau Anna, fuhr die Mutter fort, da ist dreierlei Samen, der bereits ganz gleich aussieht. Die Benützung der Pflanzen aber ist sehr verschieden.

Vom Samen der Rothrübe (Ranbich) gibt man drei bis vier Kernen in eine Stufe, welche zwölf bis vierzehn Zoll von einander sein dürfen. Diese wollen nicht verpflanzt werden; sie verlieren dadurch viel von ihrer Zartheit, und werden gerneholzig. Keimen alle Samen, so werden sie den Sommer über nach und nach, wie man sie in die Küche braucht, verzogen bis auf ein Stück; dies gibt dann im Herbst die Haupternte. — Den Mangold pflanzt man der Blätter wegen. Er will verpflanzt sein; denn durchs Abfärzen der Wurzel beim Verpflanzen gibt es eine Menge neuer Aus schläge, wodurch die Pflanze mehr Nahrung erhält und den Blattreichthum vermehrt. —

Will man aus Rothrüben, Mangold und Zuckerrüben Samen ziehen, so setze man ja diese drei Pflanzen nicht zusammen, denn da sie ihrer Natur nach verwandt sind, so würde man keinen reinen Samen erhalten. —

6) Rettige. Anna. Da ist noch dreierlei Rettigfamen: Monatrettig, Sommerrettig und Winterrettig.

Mutter. Die erste Sorte wollen wir gleich noch säen. Wir legen alle zwei bis drei Zoll ein oder zwei Samen. Diese Sorte könnte man zwar den ganzen Sommer über säen, und hätte dann alle Monat Ernte, doch sind die zwei ersten Ernten die besten; denn bis zur dritten Monatsrethigernte kommen schon die Sommerrettige, welche man anfangs Mai fünf bis sechs Zoll auseinander säet. Die Winterrettige sollen nicht vor Johanni gesäet werden; sie schließen sonst auf. Die Rettige lieben einen feuchten kräftigen Boden. Die Winterrettige lassen sich im Keller aufbewahren, bis es wieder Monatrettige gibt. Monat- und Sommerrettige geben in einem Jahre Samen. Die Winterrettige jedoch erst im zweiten Jahr. Wer die dreierlei Samenarten nicht sorgfältig sortirt, wird nie ordentliche Rettige im Garten haben; denn er wird die eine Sorte zu früh, die andere zu spät säen. —

7) Köhl, Kohlraben und Kabis.

Anna. Dies scheinen mir fast die wichtigsten Gemüsearten zu sein; wohin säen wir wohl diese?

Mutter. Wir säen sie ins wärmste Beet, dort nahe am Hause, damit wir recht frühe Setzlinge bekommen. Unterdeffen wollen wir jene untern Beete, wohin wir diese Kohlarten versetzen, nochmals mit Jauche überschütten; denn die Kohlarten lieben sehr fetten Boden. —

Köhl und Kohlraben, die wir jetzt schon säen, heißen Frühköhl und Frühkohlraben und eignen sich in die Küche oder auf den Markt im Sommer. In vier bis fünf Wochen säen wir Spätköhl und Spätkohlraben zu Gemüse für den Winter. Die frühern Sorten setzt man etwas näher zusammen, als die spätern. Ist beim Setzen die Witterung schon warm, so versäume man am Abend das Begießen nicht. Eine Mischung mit Wasser und Jauche ist dem reinen Wasser vorzuziehen. Es hält diese Mischung die Feuchtigkeit viel länger und ist theilweise der neuen Pflanze ihre erste Nahrung.

Anna. Darf man die Setzlinge dann sich selbst überlassen?

Mutter. O nein. Am ersten Morgen schon zeigen sich Feinde im Garten. Der erste ist der Regenwurm. Dieser zieht die Pflanzenblätter

über Nacht gerne in den Boden hinein, so zwar, daß vielfach die Pflanzenwurzel gerade in die Höhe schaut und die ganze Geschichte alsdann recht verkehrt aussieht. Am besten ist, man nehme gerade ein Messer und schneide den vordern Theil der Blätter ab, schon jedoch die sog. Herzblättchen und setze die Pflanze wieder.

Anna. Wie kommts aber, daß die Regenwürmer die Setzlinge finden und welchen Zweck haben sie bei diesem in den Boden hineinziehen? —

Mutter. Der Regenwurm geht der nässesten Stelle nach. Wenn wir aber setzen, so schwemmen wir den Boden durchs Begießen an die Pflanzenwurzeln an. Der Regenwurm findet somit diese Stelle ganz sicher. Seine Nahrung aber besteht besonders in Pflanzenblättern. Sie schmecken ihn, wie's scheint besser, wenn sie etwas verfault sind. Schneidet man ihm also die obersten Theile der hineingezogenen Setzlinge gleich ab und läßt sie im Boden stecken, so findet er seine Nahrung und läßt die Setzlinge in Ruhe. Später kann er ihnen nichts mehr anhaben.

Ein anderer Feind ist der Erdkrebs. Dieser frist nicht nur die Wurzeln der Kohlarten, sondern auch die der übrigen Gartengewächse ab, und kann ungeheuern Schaden anrichten. Man sei daher auf der Hut, daß man ihm sobald wie möglich sein Handwerk einsteckt.

Anna. Wie kann man dies?

Mutter. Wenn man ihn fängt. Die beste Art ist die: Man grabt ihm in die Gartenwegle Töpfe ein. Diese füllt man mit Wasser. Bei der Nacht verläßt er seine unterirdischen Gänge und wählt zu seinen Spaziergängen die kleinen Gartenwegle. Da er nicht vorsichtig ist, sondern über Hals und Kopf davon läuft, so fällt er in die Töpfe und ertrinkt. Findet man etwa beim Graben das Nest vom Erdkrebs, worin er in eine Kugel geballt, oft mehrere Hundert Eier hat, so zertere man diese. Kaum hatte Frau Kolb ausgeredet, so kam der Nachbar Gärtner Thomas und ließ sich zeigen, was die Frau Nachbarin und Anna schon für Ansaaten besorgt hätten. Er hatte auch noch einige Worte vom Erdkrebs gehört und fragte, was die Veranlassung gewesen, von diesem saubern Gaste zu sprechen.

Anna. Die Mutter hat mir von den Feinden der Gartenpflanzen erzählt.

Thomas. Das ist schön; aber der größte Feind für die Kohlarten ist wohl der Kohlweiß-

ling. Diese weißen Schmetterlinge, die oftmals zu vielen tausenden herumgaulen, belustigen sich einige Tage. Wenn sie bald ihr Ende nahen fühlen, so haben sie noch eine wichtige Pflicht zu erfüllen, nämlich für eine Nachkommenschaft zu sorgen. Zu diesem Zwecke suchen sie eine Kohlpflanze und wäre es gerade in diesem Garten. Sie legen ihre Eier auf die Rückseiten der Kohlblätter, oft zehn bis hundert, eines an das andere hin. Läßt man diese Eier nur fünf bis acht Tage ungestört liegen, so kriecht aus jedem ein Käubchen. Diese beginnen sogleich ihr Zerstörungsgeschäft. Sie fressen Tag und Nacht und wachsen ziemlich schnell. In den ersten Tagen sitzen sie noch beisammen auf der Stelle, wo sie ausgekrochen sind. Da sind sie noch zu leicht zu tödten ohne große Mühe, was jedoch später zur reinen Unmöglichkeit wird. Wenn man ganze Kübel voll abliest und die ganze Haushaltung hiezu anbietet, man wird ihrer nicht mehr Herr. Die Rippen vom Kabis, Köhl, Kohlraben bleiben stehen, aber die Blattmassen, die Lungen der Pflanzen, sind zerstört und ihr Wachsthum dahin. —

Anna. Wie lange ist's, seit uns die Raupen,

von denen Herr Thomas redet, Alles im Garten vollständig gefressen haben?

Mutter. Vor drei Jahren und wenn wir dort nicht noch außer dem Dorfe, wo keine Raupen zu bemerken waren, etwas Gemüse gepflanzt hätten, so wäre uns jener Ausfall von Gemüse sehr empfindlich gewesen. Der Schaden war immerhin beträchtlich.

Anna. Gibt es aber keine Mittel gegen diese Raupen?

Thomas. Ja freilich und dies ist sehr einfach. Sobald man die Kohlweißling fliegen sieht, schaut man im Garten nach, ob er nicht schon Eier auf Kohlraben-, Köhl- oder Kabisblätter gelegt hat. Findet man etwelche, so zeigt man sie den Kindern und sagt ihnen, daß sie alle Abend im Garten Raupeneier auffuchen und zerdrücken müssen. Mein kleiner Karl hat vor drei Jahren dies Geschäft schon besorgt und mir meine Kohlgemüse alle gerettet. Ein Kind von neun Jahren kann somit hier großen Schaden verhüten. — Die Frau dankte Herrn Thomas für diese gütige Belehrung und derselbe entfernte sich.

Erlebnisse der Wittwe Kalbtheuer mit ihrem Sohne.

In einem Städtchen im Seekreis, lebte die ehrsame Wittwe Monika Kalbtheuer mit ihrem einzigen Sohn, Andreas, welcher bei einem Vetter in einem Städtchen im Elsaß die Schneiderprofession erlernt hatte; seine Mutter sehnte sich, daß er nun bald aus dem Gesellenthum zur Meisterschaft übertreten, und einen bescheidenen häuslichen Heerd gründen möchte. Allein Andreas hatte Höheres im Sinn. Gerne würde er übrigens auf den Ruhm eines Dichters, Staatsmannes oder Feldherrn verzichten haben, oder hat vielleicht nicht einmal an einen solchen gedacht; seine Wünsche waren von viel bescheidenerer Art. Wenn ihn nur die Vorsehung statt zum Schneider zu einem jener Menschen gestempelt hätte, welche man gemeinhin mit dem Worte Rentier betitelt. Zu einem Solchen fühlte er in sich wirklich den höchsten Beruf und träumte

sich in Ermanglung eines Bessern alle Sonn- und Feiertage in diese angenehme Rolle. Da wurden stets die schönsten Kleider aus dem Schrank geholt, die Stiefel mit klirrenden Sporen versehen, (ungeachtet deren Inhaber bis jetzt noch nie ein Pferd bestiegen hatte), und in solchem Aufzuge die Hauptstraßen und Plätze der Stadt besucht und gemustert. Wenn aber dann die Nacht herankam und nach dieser der traurige Montag, wo alle jene Herrlichkeiten mit der einförmigen Nadel, dem Zwirn und der Scheere vertauscht werden mußten: da war der gute Andreas Kalbtheuer stets mit einem gewissen moralischen Kagenjammer behaftet, der meistens so lange andauerte, bis er in der Nüchternheit seiner Beschäftigung jene prunkvollen Träumereien von sich gestoßen hatte.

Die Zeit war allmählig näher gerückt, wo Andreas zum würdevollen Amt eines Schneider-

meisters emporsteigen und sich nach der Ansicht seiner sorgsamem Mutter im Verein mit einer passenden Ehehälfte häuslich niederlassen sollte. Vor Beginn dieses monotonen Lebens hatte er es übrigens durchgesetzt, ein Jahr lang in die Fremde wandern zu dürfen, angeblich um in Betreff des Schneiderns größere Vielseitigkeit zu erlangen, sein Hauptzweck dabei war aber, für einige Zeit aus dem ewigen Einerlei heraus zu kommen und das Glück auf alle mögliche Weise zu versuchen. Der ersehnte Augenblick nahte heran: mit allem Nöthigen versehen nahm eines Morgens unser junger Held von seiner in Thränen fast zerfließenden Mutter Abschied, um die verschiedenen Hauptstädte Deutschlands kennen zu lernen und allen möglichen Nutzen für sein Hauptwerk daraus zu ziehen. Die schnaubende Lokomotive entrückte ihn bald seiner Heimath und die Gegenden flogen lachend an ihm vorüber. So gelangte er nach Baden-Baden, dem berühmten Vereinigungspunkte allen Glanzes und jeglicher Leppigkeit, wovon er schon so Manches gehört, und er konnte sich deshalb nicht versagen, wenigstens einen Tag dieses herrliche Leben in Genuß zu ziehen. Die elegante Welt, die ihn von allen Seiten hier umgab, die verschiedenen täglich sich wiederholenden, ihm aber noch neuen Festlichkeiten betäubten ihn ganz, und vollends gar der verhängnißvolle grüne Tisch, wo in wenigen Minuten das Schicksal eines Menschen vernichtet aber auch gegründet werden konnte! Er war übrigens von Haus aus gar sehr vor dem verführerischen Spiel gewarnt worden und widerstand daher als folgsamer Sohn den ganzen Tag über der glänzenden Versuchung. Als aber der Abend herankam und das Geld so schön funkelte im Lichte der Gasflammen, vermochte er sich nicht länger zurückzuhalten und setzte ganz bescheiden einen Thaler. Das Glück begünstigte ihn, und er sah bald eine hübsche Rolle gewonnenen Geldes vor sich, kurz nach Verlauf von nicht ganz zwei Stunden hatte unser glücklicher Kalbtheuer zwölf Hundert baare Thaler dem neckischen Schicksal abgerungen! Dank einer gütigen Vorsehung war das Spiel zu Ende, und die Thüren des Saals wurden geschlossen, da die Nacht schon weit vorgeschritten; sonst hätte das launische Glück dem jungen Helden Alles vielleicht wieder entrißen, wie es so oft zu geschehen pflegt.

Während der ganzen Nacht kam er indeß im Traume der Freude gar nicht zu sich; nur darüber war er mit sich einig, daß die zwölf Hundert Thaler dazu benützt werden sollten, um in einer großen Stadt Deutschlands einige Zeit dem Vergnügen zu leben und so lange das Schneidern ganz fahren zu lassen. Er sah sich im Geiste schon aufgeführt in verschiedenen Gesellschaften, an der Hand reizender Damen dahinschweben u. s. w. und es zog ihn am andern Morgen fort von dem gefährlichen Baden-Baden, wo, wie er wohl fühlte, das schnell Errungene nur zu leicht am grünen Tisch wieder zerrinnen konnte. Es war daher wahrscheinlich der gescheidteste Gedanke seines ganzen Lebens, daß er so schnell als möglich abreiste. Auf diese Weise kam er im Verlauf einiger Tage nach W., für welche Stadt er sich nach langem Nachsinnen entschieden hatte. Mit zwölfhundert Thaler ließ sich da für den Herbst und die kommende Winteraison schon etwas anfangen, und beschloß daher, hier einige Monate als quasi Rentier zu leben, zum Schneidernhandwerk war seiner Ansicht nach ja immer noch Zeit genug, wenn ihn die Nothwendigkeit dazu zwingen würde.

In einem der ersten Gasthöfe sehen wir alsbald den jungen Helden auf seinem Zimmer, wie er eben beschäftigt ist, seine Toilette auf's Sorgfältigste herauszuputzen. Der Kellner erscheint und ersucht wie gewöhnlich „Guer Gnaden,“ den Namen in's Fremdenbuch einzutragen.

Da überläuft es unsern guten Kalbtheuer plötzlich bei dem Gedanken an seinen vulgären Namen; zum ersten Male fühlte er das Niederdrückende, was in dem Worte Kalbtheuer lag, in seiner vollen Schwere. Mußte nicht aller Nimbus auf ewig schwinden, den er bereits in den Augen des Kellners errungen, wenn er diesen Namen in's Fremdenbuch eintrüge? Ganz außer Fassung stammelte er einige unzusammenhängende Worte von „jetzt zu thun haben, später hinunterkommen,“ worauf der Kellner sich ehrerbietig entfernte mit den Worten: „Es hat keine Eile, ganz wie Guer Gnaden befehlen.“

In großer Aufregung schritt Kalbtheuer im Zimmer umher und vermochte lange keinen vernünftigen Entschluß zu fassen. — Da kam ihm der glückliche Gedanke, seinen Namen in's Französische zu übersetzen, und weil er geläufig französisch sprach, so ward ihm auch leicht, den Franzosen

zu spielen. Nun war Andreas Kalbitheuer stolz auf seinen genialen Einfall, und schrieb sich als M. de Veacher aus Paris in's Fremdenbuch ein. — Die gefährliche Klippe war nun glücklich umschifft, und durfte jetzt nicht mehr zurück-

ihm auch wirklich, und auf eine Art, die sich der neugebackne Herr von Veacher kaum träumen ließ. — Im Hause des Commerzienraths von Friedheim fühlte er sich besonders wohl. — Die Familie bestand aus dem Vater, welcher sich ein



scheuen in geselligen Circeln sich aufzuführen zu lassen, da er ja schon als Ausländer in den Augen vieler Damen vor den einheimischen Herren unstreitig den Vorzug verdiente. Dies gelang

sehr großes Vermögen erworben hatte, der Mutter und der einzigen Tochter mit Namen Amalie, an deren Erziehung nichts vermist werden konnte, was unsere jetzt so anspruchsvolle Zeit von den

armen Mädchen Alles fordert. — Bei dieser Familie war Herr von Beaucher ganz heimisch geworden, und er wagte bereits an die Hand der reizenden Tochter des Herrn von Friedheim zu denken, welche zu erreichen er um so mehr hoffen durfte, da die Mutter für ihn bereits gewonnen war. — Eine Prüfung übrigens hatte ihm das Schicksal doch noch vorbehalten, ehe er nach dem längst ersehnten Palmzweig greifen sollte. —

Zu einem glänzenden Ball, den Frau von Friedheim gab, wurde auch ein Anverwandter Friedheim's geladen, welcher sich schon längst im Stillen als der zukünftige Gemahl von Fräulein Amalie ansah. Dieser junge Mann, welcher nur schlecht französisch sprach, hatte auch noch das Unglück, mit der schönen Amalie bei einem Galopp der Länge nach auf den Boden zu fallen, wobei Amaliens Ballkleid, das erst gestern von Paris ankam, so ruiniert wurde, daß sie augenblicklich den Ball verlassen mußte. — Der Vetter gab dem Herrn von Beaucher die Schuld, behauptet, über dessen Fuß gefallen zu sein, was mit einer Herausforderung auf Pistolen endete. — Unfern Helden durchströmte ein eigenthümliches Gefühl bei dieser so plötzlichen Wendung der Dinge; seine Schneidernatur erwachte mit erneuerter Gewalt, und drängte die Rolle des französischen Cavaliers in den Hintergrund; er mußte alle Fassung zusammen nehmen um nicht aus der Rolle zu fallen. — In drei Tagen sollte das Duell stattfinden; unterdessen schüttete unser armer Kalbtheuer einem Bekannten, der Sekundantenstelle bei ihm übernommen hatte, sein ganzes Herz aus, und bat ihn, er möchte ihm doch aus der schrecklichen Todesgefahr erlösen. In der letzten Stunde that ihm dieser die Eröffnung, jedoch unter dem Siegel des Geheimnisses, daß die Pistolen nur mit Glasugeln geladen seien. Gott dankend, ergreift er die Pistole, ein Wink vom Sacktuch der Sekundanten; — es fallen zwei Schüsse und — Kalbtheuer stürzt leblos zu Boden, — allein nur aus Schrecken, denn das Geschick lächelte ihm jetzt nach überstandener Gefahr nur um so günstiger; der wilde Vetter hatte die Stadt verlassen und Kalbtheuer wurde mit Fräulein Amalie verlobt. Zu diesem Anlaß wurde ein glänzendes Festmahl angeordnet, um die Verlobung der Tochter des Hauses mit Herrn von Beaucher offiziell den staunenden Gästen an-

zukünden. Ueber die nähern Familienverhältnisse fand man unnöthig weiter nachzuforschen, da er zu seiner Ausbildung immer nur die größern Städte besuchte.

Unterdessen glaubte seine Mutter ihren Sohn bereits schon unter den Todten, denn schon längst kam kein Brief mehr von ihm an, und alle übrigen Nachforschungen waren erfolglos. Deshalb beschloß die tiefbetrübte Mutter ihren Sohn selbst aufzusuchen; sie fand auch richtig seine Spur bis W., allein hier gieng sie verloren und auch auf der Polizei war er nicht zu erfragen.

Die trostlose Mutter wußte sich kaum zu rathen; das Geld ist ihr ausgegangen, was ist nun anzufangen? Da kam sie auf den Gedanken, etwas zu verdienen zu suchen, und da sie vor ihrer Verheirathung als Köchin gedient hatte, so griff sie zu diesem Mittel, und empfahl sich den größern Häusern als Köchin bei festlichen Anlässen. Sie wurde hierin bald bekannt, und renommirt, und wurde auf die Verlobungsfeier auch in Friedheim's Haus bestellt um den Glanz derselben durch eine frugale Tafel zu erhöhen.

Hier war nun Alles auf das schönste und beste hergerichtet; aus allen Stadtvierteln wurden Gäste geladen, welche nun in dem mit Blumenkränzen verzierten Saal, an reich gedeckter Tafel, alle fröhlichen Herzens sind. Endlich wird unter Knall und Schall der fliegenden Champagner-Stöpsel, von Herrn von Friedheim die Verlobung seiner einzigen Tochter mit Herrn von Beaucher verkündet, und nun wurden von Seiten der Gäste die Verlobten mit unendlichem Jubel beglückwünscht.

Im Taumel des Entzückens befahl Frau von Friedheim, daß auch die Dienerschaft sämmtlich erscheine und das Brautpaar beglückwünsche. Da traten sie herein, voran die Kammerjungfern, hinter denselben verschiedene Weibergestalten, mit Kochlöffeln in der Hand, alle innig gerührt von der seltenen Güte der Hausfrau. Frau Kalbtheuer welche auch darunter war, traute kaum ihren Augen über die Aehnlichkeit des Bräutigams mit ihrem Sohne; sie trat immer näher und näher, da fiel es auf einmal wie Schuppen von ihren Augen, sie konnte sich nicht mehr halten und stürzte voll unaussprechlichem Gefühl an seinen Hals, ausrufend: Er ist's, er ist's mein theurer Sohn! Kalbtheuer's Schrecken über diese plötzliche Erscheinung seiner Mutter, im Augen-

blick seines höchsten Glücks, wirkte zu erschüttern auf seine Schneidernatur; — er sank ohnmächtig auf den Sessel zurück; — allein außer seiner Mutter bemühte sich Niemand um ihn. Die allgemeine Bestürzung war gränzenlos; die Gäste stoben auseinander, die Familie wandte sich mit Verachtung von ihm weg, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als unter dem Hohn der Dienerschaft die Flucht zu ergreifen. Seine alte Mutter, welcher alles noch nicht klar war, eilte hinter ihm her und dem Gasthof zu, wo schnell der Koffer gepackt und die vorräthige Baarschaft,

noch etwa hundert Thaler sorgfältig zu Handen genommen wurde. Dann gieng's mit der Mutter der Heimath zu, wo er nun den französischen Cavalier abgelegt, als ehrfamer Schneider sein Geschäft betreibt, und an der Seite einer rüstigen Frau ein bescheidenes Leben führt. Manchmal erinnert er sich noch seiner Amalie mit Wehmuth, welche nun Aussicht hat, eine alte Jungfer zu werden, wenigstens hat sie sich schon ein Schosshündchen angeschafft. Ihre Mutter aber hatte bald nachher in einem hitzigen Gallenfieber ihr Leben beendigt.



Das treue Thier.

Der Hund von Neufundland ist ein treuer und ergebener Freund seines Herrn; legt sich in der Wohnung stillschweigend zu dessen Füßen und wartet hier ruhig, bis eine Bewegung der Augen oder Lippen ihn wegzugehen befiehlt; außer der Wohnung folgt er seinem Herrn in langsamen, bedächtigen Schritt, ohne sich jemals durch andere

Hunde zum Umherlaufen verleiten zu lassen, so daß man glauben könnte, er sei faul oder wenigstens höchst gleichgültig; doch in der Stunde der Gefahr kann man sehen, was er ist und leistet. Macht irgend Jemand Miene, die Person, welche er begleitet, anzugreifen, so sträubt sich sein langes zottiges Haar, seine Augen glitzen und kaum hat er seine Zähne gezeigt, so hat er den Feind auch schon bei der Gurgel gepackt u. zu Boden geworfen.

Es ließen sich noch eine unzählbare Menge Geschichten erzählen, welche die Treue der Hunde von Neufundland beurfunden; wir führen hier nur eines der merkwürdigsten zu unserer Kenntniß gelangten Beispiele an.

Ein englischer Schiffsjunge diente auf einem Schiffe, welches von New-York nach London abzugehen im Begriffe stand. Da ihm der Kapitän die Erlaubniß verweigerte, seinen schönen Neufundländer mit an Bord zu bringen, so trennte er sich nicht ohne Thränen von dem edlen Thiere, das einige Zeit voller Unruhe und bewegungslos am Ufer des Hafens blieb, und an der Abreise seines Herrn zu zweifeln schien. Allein sobald er sah, daß die Segel aufgezo- gen wurden, und das Schiff auf den Wellen dahin glitt, stürzte er sich in's Meer und folgte dem Schiffe drei Tage lang mit der größten Anstrengung, während welcher der Kapitän ungeachtet der Bitten des ganzen Schiffsvolks des treuen Hundes Aufnahme standhaft verweigerte und nur zuließ, daß ihm einige Stück Brod zugeworfen wurden. Endlich unterlag das schöne Thier der übermäßigen Anstrengung und drohte schon unterzusinken, als das Gefühl des Kapitäns erwachte und er erlaubte, daß man den Hund in das Schiff nehmen könne.

Das gute treue Thier war so erschöpft, daß es lange krank lag, und nur durch die besondere Sorgfalt seines jungen Herrn nach und nach wieder genas.

Beinahe am Ziele der Reise scheiterte das Schiff in geringer Entfernung von London; die ganze Mannschaft kam um, und nur der Schiffsjunge wurde von seinem Hunde gerettet, der ihn nach unsäglichen Anstrengungen in den Hafen brachte, und sobald er seinen Herrn geborgen sah, die eine Pfote auf dessen Körper legte, und aus allen Kräften bestre, bis man dem jungen Menschen zu Hülfe kam. So lange dieser besinnungslos dalag, beobachtete der Hund alle Bewegungen der herbeigeilten Fischer mit mißtrauischen Blicken; allein in dem Augenblick, wo sein Herr die ersten Zeichen des Lebens gab, legte er die Hände dieser guten Leute, und legte sich dann zu den Füßen seines Herrn, und blickte ihn mit rührender Zärtlichkeit an.

Mittel, das Leben zu verlängern.

Es gibt eine Art, das Leben zu verlängern, die ganz in unserer Macht steht. Früh aufstehen, zweckmäßiger Gebrauch der Zeit, Wahl der besten Mittel zum Endzweck, und wenn sie gewählt sind, muntre Ausführung. Auf diese Art kann man sehr alt werden, sobald man das Leben nicht nach dem Kalender schätzt; aber, was das Beste ist, so wird auch jenes Leben, das wir mit Kalendern ausmessen, durch das, wovon Verdienst der Maßstab ist, verlängert. Wenn man einmal eine Arbeit vorhat, so ist es gut, bei der Ausführung sich nicht gleich das Ganze vorzustellen; denn dieses hat, für Manchen wenigstens, viel Niederschlagendes; sondern man arbeite an dem, was man gerade vor sich hat, und wenn man damit fertig ist, gehe man an das Nächste. Eine Sache, den Augenblick angefangen, und nicht eine Minute, viel weniger eine Stunde oder einen Tag aufzuschieben, ist ebenfalls ein Mittel, die Zeit zu strecken.

Aus dem Leben Frauenhofers.

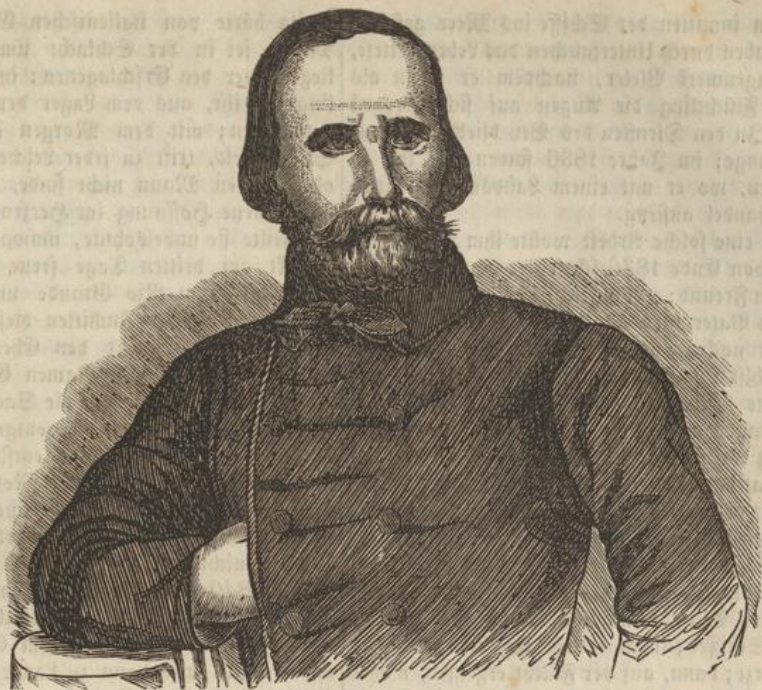
Will einer heutzutage ein recht gutes Perspektiv, so kauft man ein Frauenhofer; will ein Gelehrter die Sterne des Himmels betrachten, so schaut er durch Gläser, die in Frauenhoferscher Werkstätte geschliffen wurden. Nicht jeder aber, der durch Frauenhofersche Gläser in die Höhe schaut, weiß wie Frauenhofer selbst von Ruf zu Ruf hinaufgestiegen ist. Der Wanderer will's in Kürze erzählen. Joseph Frauenhofer wurde zu Straubing in Baiern den 6. März 1787 geboren. Sein Vater war ein armer Glaser und auch unser Joseph mußte bald ans Geschäft, und kam wenig in die Schule. Im ersten Jahre wurde der arme Knabe elternlos; doch wenn einer auf diese Weise von Vater und Mutter verlassen wird, so nimmt der Herr sich seiner an. Der Vormund wollte den schwächlichen Knaben zu einem Drechsler machen, allein er hätte diesem unterliegen müssen. Im zwölften Jahre kam er nach München zu dem Hoffspiegelmacher in die Lehre. Lehrgeld hatte der Knabe keins, und er mußte es durch sechsjährige Lehrzeit abverdienen; wer auch schon ein armer Lehrbursche gewesen ist, weiß was das sagen will. Allein der göttliche Lehrmeister war auch dabei; als der Knabe

zwei Jahre in der Lehre ist und vielleicht gerade einen Spiegel pußt, kracht es und des Lehrherrn sammt dem Nachbarhause stürzen zusammen. Der Arme weiß nicht wie ihm geschieht. Als er zur Besinnung kommt, ist er in einem finstern engen Kämmerlein, umgeben von Schutt und drohenden Balken und hat nur den Kopf frei durch Kisten, die sich stützen. Er schrie nach Hülfe aus seinem Kerker und endlich hört man ihn draußen. Man probirt's, bringt Lochsägen herbei und gräbt von einem stehengebliebenen Nachbarhause eine Art Schacht durch Balken, Bretter und Mauern und zwar mit Lebensgefahr; denn die Arbeiter sind selbst in Gefahr verschüttet zu werden. Da eilte der brave Kurfürst später König Maximilian Joseph herbei, hört und sieht das Unglück und sein menschenfreundliches Herz bewegt ihn, nicht von der Stelle zu gehen, sondern bald den grabenden Arbeitern Muth einzusößen, bald die Hoffnung unsers Lehrburschen zu stärken. Nach vierstündiger Arbeit bringen sie ihn endlich heraus, unbeschädigt, während wenige Fuß entfernt die Lehrmeisterin todt gefunden wird. Als der Knabe herauskam, da gab der Kurfürst Befehl, daß man für die Heilung des Knaben alle Sorge tragen solle, und hernach ließ er ihn aufs Schloß kommen und war begierig zu hören, was er gedacht habe in seinem finstern Kämmerlein und wer sein Vater und seine Mutter sei, und wie es um ihn stehe. Und als er gehörig Bescheid erhalten, gibt er dem Verwais'ten ein Schmerzengeld von 18 Dukaten, und ein anderer vornehmer Herr, der Geheimrath von Uhschneider, Vorsteher einer optischen Werkstätte, der beim Herausziehen des Knaben ebenfalls zugegen gewesen war, gedachte seiner ebenfalls in Liebe. Frauenhofer ließ sich nämlich für einen Theil seines Geldes eine Glasschneidemaschine machen und schnitt an Feiertagen optische Gläser, d. h. Gläser zu Brillen, Perspectiven u. s. w. Dabei stieß er aber manchmal an; denn der junge Künstler konnte nur nothdürftig rechnen, wenig schreiben und verstand von der Mathematik nichts; auch erlaubte ihm sein Lehrherr den Besuch der Sonntagschulen nicht regelmäßig. Da hätten Andere seines Alters das Geld genommen und sich gültlich gethan; aber Joseph war nicht dieser Meinung. In dieser Nothzeit gab ihm Herr v. Uhschneider Bücher, aus denen er sich belehren konnte. Kaum

aber bemerkte das der Lehrmeister, so untersagte er dem fleißigen Knaben alles Studiren, und andere Leute stellten ihm die Schwierigkeiten der Optik so groß vor, und daß ohne mündlichen Unterricht an keine Fortschritte zu denken sei, daß jeder Andere zurückgeschreckt wäre. Allein das war für Frauenhofer nur ein neuer Sporn. Obschon sein Schlafzimmer keine Fenster hatte und er kein Licht brennen durfte, so machte er doch tüchtige Fortschritte. Er nahm den noch übrigen Theil seines Geldes und kaufte das letzte Halbjahr der Lehrzeit seinem Meister ab. Dann machte er aus eigener Erfindung gravirte Visitenkarten um sich Geld zum Fortstudiren zu erwerben. Jetzt kamen aber Anno 1806 Kriegzeiten über Baiern; München lag voller Truppen und vor lauter Besuchen brauchte Niemand Visitenkarten, und der arme Jüngling war wieder gehemmt. Da fand Uhschneider einen Ausweg; er verschaffte ihm eine Stelle in einer optischen Werkstätte und bald entwickeln sich die seltenen Talente so gewaltig, daß er immer höher stieg. Er erfand ganz neue Schleif- und Polirmaschinen für das feine Flintglas, das Niemand schöner zu schmelzen wußte als er; er erfand ganz neue treffliche optische Instrumente und verband sich in der Folge mit seinem Wohlthäter Uhschneider, der dem neuen Associe ein Einlagekapital von 10.000 fl. schenkte. Jetzt erst konnte Frauenhofer recht seinem Elemente leben. Das bedeutendste Werk ist ein außerordentlich großes Fernrohr für die Sternwarte zu Dorpat in Rußland. Allein der Körper litt unter diesen gewaltigen Geistesanstrengungen und der ehemals arme unwissende Joseph starb am 7. Juni 1826 als Doctor der Philosophie, Ritter des bairischen Civilverdienstordens, des dänischen Dannebrogordens und vieler Gesellschaften Mitglied, und wurde zu Grabe begleitet von gar vielen Leuten aus hohen und niedern Ständen. —

Das Heirathskompliment.

An einem Hochzeitsfeste eines bisher sehr lockern Zeißigs sagte eine ältere Dame zu dem Bräutigam: sie hoffe er werde sich nun bessern. „Gewiß, meine verehrteste Frau, das war mein letzter dummer Streich.“



General Garibaldi,
Dictator von Sizilien.

Garibaldi, gerade in dem jetzigen Augenblick wie schon zu wiederholten Malen vorher, Einer der in der ganzen Welt am meisten genannten Männer, ist am 4. Juli 1807 in Nizza geboren; schon in früher Jugend hat er sein Vaterland verlassen und dem Seeleben sich ergeben, welches für die Bewohner dieser Meeresküste eine besondere Anziehungskraft hat, und es wurde aus ihm ein geschickter und kühner Seemann, der nun auf Kauffahrteischiffen die Gewässer des Morgenlandes und besonders des schwarzen Meeres durchsegelte. — Von dem Meere habe seine poetische Natur ihn hinwieder nach dem Festlande gezogen und zwar nach Rom, wo die Ruinen und die Erinnerung an große vergangene Tage einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht und die Sehnsucht nach einer Erneuerung Italiens und nach wiederkehrender Größe dieses Landes erweckt haben. Als hierauf im Jahre 1831 eine revolutionäre Be-

wegung sein Vaterland durchzuckte, war er auch auf dieser Seite und glaubte sich dann, als Karl Albert die Bewegung unterdrückt hatte, nicht mehr sicher und gieng wieder als Seemann nach dem Morgenlande; doch als er erfuhr, daß er nicht verdächtig sei, begab er sich wieder nach Genua und fand als geschickter Seemann sogar eine Anstellung bei der königlichen Marine.

Garibaldi konnte aber dieser glücklich erlangten Stellung nicht froh werden; bei einer durch Mazzini und Ramorino angezettelten Empörung war er auch verflochten und mußte, als diese mißlang, in der Flucht sein Heil suchen; als Bauer verkleidet, konnte er unter vielen Strapazen, mit kargen Bissen Brodes, welches Hirten ihm reichten, sein Leben fristend, den Boden Frankreichs erreichen und nach Marseille entkommen. Auf einem Schiffe des Bey von Tunis fand er als Offizier eine Anstellung, wurde aber noch, ehe er wieder weiter gieng, dadurch, daß

er einem inmitten der Schiffe ins Meer gestürzten Knaben durch Untertauchen das Leben rettete, das Augenmerk vieler, nachdem er schon als kühner Flüchtling die Augen auf sich gezogen hatte. In den Diensten des Bey blieb er hierauf nicht lange; im Jahre 1836 finden wir ihn in Brasilien, wo er mit einem Landsmanne einen Küstenhandel anfieng.

Aber eine solche Arbeit wollte ihm nicht munden; schon Ende 1836 schrieb er von Capo Frio an einen Freund: „Wahrlich, ich bin müde dieses unterm Vaterlande nutzlosen Lebens; sei gewiß, daß wir noch zu viel größeren Dingen bestimmt sind; fühlst Du nicht, daß wir uns nicht in unserem Elemente befinden?“ Als aber bald darauf in Rio Grande eine Revolution ausbrach und diese Provinz Brasiliens sich unabhängig erklärte, da war Garibaldi in seinem Elemente und diente nun mit seinem Schiffe der jungen Republik.

In den Parteikämpfen, welche sich entspannen, hatte Garibaldi mancherlei ernste Dinge zu erleben; einmal lag er am Halse schwer verwundet, in seinem Blute schwimmend, auf dem Verdeck seines Schiffes; doch rettete ihn ein geschickter Wundarzt; dann, auf der Flucht ergriffen, mußte er acht Monate lang in einem Kerker in Ketten liegen, bis daß er entspringen und wieder nach Rio Grande gelangen konnte, wo er mit Jubel empfangen und an die Spitze der kleinen Flotte gestellt wurde. Es werden kühne Heldenthaten gemeldet, welche er verrichtete; in einer ruhigeren Zwischenzeit verheirathete er sich mit einer Liguñeserin, der Kreolin Anita, welche in Gefahren und Nöthen ihm eine treue Gefährtin wurde. Schlachtgefänge und Kanonendonner waren das Hochzeitslied, welches ihnen gesungen wurde. Denn jetzt war es gerade, daß die kaiserliche Flotte in den Hafen drang und daß Anita mit ihrem Manne zur Gegenwehr das Schiff bestiegen mußte. Aber es war eine Uebermacht, welche über sie kam; in einem Kahne konnten sie noch ans Ufer retten, nachdem sie ihr Schiff angezündet hatten, das Verderben bringend in die Luft flog.

Jetzt, seiner kleinen Flotte beraubt, socht Garibaldi auf dem Lande mit den Rebellen gegen die kaiserlichen Truppen; da wurde ihm die Frau gefangen genommen, und er stürmte wie ein Löwe in die Feinde hinein, um sie wieder zu gewinnen, bis seine Freunde ihn zurückhielten.

Anita hörte von italienischen Gefangenen, ihr Mann sei in der Schlacht umgekommen und liege unter den Erschlagenen; in der Nacht gelingt es ihr, aus dem Lager der Brasilianer zu entweichen; mit dem Morgen erreicht sie das Schlachtfeld, tritt zu jeder Leiche, um zu sehen, ob sie ihren Mann nicht finde, findet ihn aber nicht; neue Hoffnung im Herzen, Gott dankend, durchheilt sie unbewohnte, unwaldete Gegenden, erblickt am dritten Tage ferne Feuer, erkennt das Lager von Rio Grande und drückt ihren Gatten ans Herz. Inmitten dieser Kriegs- und Revolutionsläufe wird den Eheleuten ein Kind geschenkt, dem sie den Namen Cyrus geben.

Inzwischen neigte sich die Sache der Rebellen in Rio Grande ihrem Ende entgegen; Garibaldi mußte mit Frau und Kind entfliehen und fand als Flüchtling ein Asyl in Monte Video, wo ihm im Kollegium der Unterricht in der Algebra und Geometrie anvertraut wurde. Doch das dauerte nicht lange; Monte Video wurde im Jahre 1840 in heißen Kampf mit Rosas, dem Diktator der argentinischen Republik, verflochten, und an diesem Kampfe nahm Garibaldi zuerst auf Schiffen und dann zu Lande heldenmäßigen und blutigen Antheil.

Garibaldi's Herz wurde bald nach einer andern Seite mit Seilen stürmischen Verlangens gezogen. Das Jahr 1847 war gekommen und Italien in mächtiger Bewegung; die Flüchtlinge wurden zur Heimkehr ins Vaterland eingeladen, vor Allen Garibaldi; damals aber war der Papst Pius IX. der hoch gefeierte Mann und ihm, als dem, „der dem Evangelium zugleich und dem Vaterlande diene,“ hätte Garibaldi gern gedient. An Geld fehlte es nicht; 100 Flüchtlinge, wohl ausgerüstet, sollten ein Schiff, das den Namen „Hoffnung“ trug, bestiegen. Garibaldi war an ihrer Spitze; endlich Anfangs April 1848 gelingt es ihm, Monte Video zu verlassen. In den Stunden der Muße besingt er in feurigen Versen Griechenlands Befreiung. Am 2. Juni treffen sie ein geneuesisches Schiff an, das ihnen die große Neuigkeit von der Revolution in Paris, dem Aufstande in Mailand, dem Eintritte Karl Alberts in die Lombardei und seinen ersten Siegen berichtet.

Mit einem Freudengeschrei begrüßt endlich die Mannschaft des Schiffes „Hoffnung“ das Mittelmeer. Garibaldi eilt nach Turin, um sich der

Regierung zu Diensten zu stellen; aber kalt empfängt ihn der Minister, und Karl Albert, dem er sich selber vorstellt, begrüßt ihn mit freundlichen Worten, nimmt aber seine Dienste nicht an. Bald folgt die Niederlage Karl Alberts; Garibaldi wollte aber die Sache noch nicht verloren geben, sammelte um sich Freischaaaren und führte an den Grenzen der Schweiz noch 20 Tage lang einen Guerilla-Krieg. Der Uebermacht weichend, findet er, erschöpft wie er ist, Zuflucht in der Schweiz; aber er hat keine Ruhe, eilt bald nach Livorno, sammelt dort wieder, was von seinen Leuten übrig ist, um Sizilien zu Hilfe zu eilen. Er kommt nach Bologna; der Papst war eben aus Rom entflohen; Garibaldi geht nun dahin; die Republik wurde proklamirt, und wir finden ihn an der Spitze einer Legion von 1000 Mann, die aus allerlei Volk zusammengewürfelt ist, die er aber an den Grenzen von Neapel zu diszipliniren sucht. Es kam die Nachricht von der gegen die neue Republik gerichteten Expedition Frankreichs. In Rom standen 8500 Mann, welche in 4 Brigaden eingetheilt wurden; Garibaldi wurde als General an die Spitze der ersten gestellt, welche gegen 3700 Mann stark war. Am 30. April war es, daß die Glocke des Kapitols das Herannahen von 7500 Franzosen unter Dudinot's Kommando ankündigte, der gegen die Mauern der ewigen Stadt heranzüßte. Garibaldi mit einem Korps von 1200 Mann macht einen Ausfall, und es gelingt nach heißem Kampfe, sie zurückzudrängen.

Es wird von viel kühnen Schlägen und heldenmüthigen seltsamen Thaten erzählt, welche Garibaldi namentlich dem Heere der Neapolitaner gegenüber ausgeführt hat; als Rom endlich bewältigt wird, weiß er mit seinen Leuten zu entinnen, und nach kühnen Zügen findet er endlich in der kleinen Republik von San Marino einen Zufluchtsort. Hier wird er von den Desterreichern bedroht und bricht nun nach Venedig auf, daß sich immer noch hält.

In Ravenna angelangt, miethet er 13 kleine Schifferbarcken und segelt nach Venedig; da erscheinen österreichische Schiffe und greifen sie an; zugleich bricht ein furchtbarer Sturm gegen sie los. Acht Barken werden gefangen genommen, mit den übrigen kann sich Garibaldi noch ans Ufer retten; auch seine Frau, die ihm immer (zu Pferde) gefolgt ist und Adjutantendienste

verrichtet hat, ist unter den Geretteten. Die Flüchtlinge trennen sich; Garibaldi mit seiner Gattin suchte Ravenna zu gewinnen. 2 Tage und 2 Nächte irren sie durch Feld und Wald, hie und da von den Bauern genährt, von den Grenzwächtern, welchen sie sich zu erkennen geben, geschont. Aber Anita, einem andern Himmelsstriche angehörend, war erschöpft und konnte nur noch weiter wanken; Garibaldi trägt sie weiter auf seinen Armen und schaut sich um nach Hilfe — da geht ein Lächeln über ihre Lippen, sie schaut dem Gatten an mit eigenem Blicke, legt die rechte Hand aufs Herz als Zeichen der Treue und haucht ihren letzten Seufzer aus.

Des Tags versteckt, des Nachts reisend, die Leiche mit sich schleppend, bis er endlich ein ehrliches Begräbniß für sie gefunden hat, gelangt Garibaldi wirklich nach Ravenna, gewinnt Toskana und erreicht endlich Genua. Fünf Tage später schiffte er sich ein nach Tanager. Der Kriegsminister von Genua hatte ihm den Rang eines Generals verliehen und eine Pension versprochen; doch diese hatte er nicht angenommen, — einige Monate später war er wieder auf dem Wege nach Amerika.

Im Jahre 1850 war es, daß man in einer der gangbarsten Straßen von New-York neben einer Kerzenfabrik ein Tabaksmagazin fand, welches durch einen Genuesen von schöner Gestalt und mit edler Sprache gehalten wurde, — das war Joseph Avezzana, noch vor nicht Langem General und Kriegsminister, jetzt Zigarrenhändler in fernem Lande. Der eifrigste seiner Kunden war sein Nachbar, der Kerzenfabrikant Garibaldi. Doch konnte dieser nicht lange hiebei bleiben; bald war er wieder auf dem Meere, aus Amerika Guano nach China führend, und das gelang so wohl, daß er sich dabei ein kleines Vermögen erwerben konnte und sich nun in seinem Vaterlande Sardinien, wo er sich ein kleines Heimwesen erwarb, mit seinen Kindern niederließ. — Doch nicht, um ruhig hier zu verbleiben. Als der König Viktor Emanuel sich aufmachte, mit Frankreichs Hilfe Desterreich zu bekriegen, und die alten Hoffnungen wieder aufflammten, und für diesen Kampf eine Legion Freiwilliger unter dem Titel der Alpenjäger sich sammelte, so ward Garibaldi ihr Anführer.

Was er in diesem Kriege geleistet hat, ist noch frisch in Aller Gedächtniß.

Als Garibaldi im Anfange des Monats Mai 1860 aus Liebe zu seinem Vaterlande mit 1500 Mann auf zwei kleinen Dampfsern in Marfala landete, um den Aufständischen in Sizilien beizustehen, war der sizilianische Aufstand fast erstickt und alle bedeutenden Städte befanden sich in der Gewalt der königlichen Truppen. Fast ohne Artillerie, hatte er eine starke Position (bei Calatafimi) zu erstürmen, die Gegner waren ihm in der Zahl der Kämpfer, die militärisch zählten, dreifach überlegen und siehe da, trotz alledem ist der Obergeneral der Neapolitaner nach kaum drei Wochen froh, eine Capitulation zu erlangen, die ihm den Abzuge aus Palermo, der Landeshauptstadt erlaubt und Garibaldi zum Herrn von ganz Sizilien macht. —

Garibaldi verstand es nämlich, am 24. und 25. Mai 1860 die bei Manreole lagernde Hauptmasse der königlichen Truppen durch ein Scheinmanöver aus dieser Stellung, wo sich Palermo allein gegen einen Landangriff vertheidigen läßt, bis Corleone zu locken. — Während er dies durch einen verstellten Rückzug bewerkstelligte, der von den neapolitanischen Generalen als Niederlage der Insurgenten an die Regierung berichtet wurde, machte er sich bereit, auf Umwegen nach Palermo zu marschiren. In Corleone wurden die Neapolitaner von der Artillerie der Garibaldianer empfangen und übel zugerichtet. Die Infanterie erschien am 25. in Marineo, am 26. in Misilmeri und am 27. früh 4 Uhr vor Palermo. Nachdem sie die Nacht auf dem Berge Gebel Rosso gelagert, setzte sie sich mit Tagesanbruch in Bewegung zum Sturm auf die Porta Termini und Porta di San Antonio. Nachdem der Posten, welcher die erstere vertheidigte, mit dem Bayonnet geworfen worden, drang Garibaldi in die Stadt und war schon 6 $\frac{1}{2}$ Uhr im Stadthause, dem Mittelpunkt der genannten beiden Hauptstraßen. Zu gleicher Zeit erhob sich der Aufstand unter den Palermitanern. Die Glocken der Kirchen und Klöster läuteten Sturm, allenthalben hörte man den Ruf: „Es lebe Italien! Es lebe Victor Emanuel,“ und in allen Gassen griff man die Truppen an, mit Schüssen, mit der blanken Waffe und mit Herabwerfen von Ziegeln und Möbeln von den Häusern. Die Neapolitaner wehrten sich tapfer, noch unerschrockener fochten die Sizilianer und nach wenigen Stunden waren die Erstern auf den

königlichen Palast und dessen Umgebung, sowie auf die Zitabelle beschränkt. Umsonst versuchte die von Corleone inzwischen zurückgekehrte Kolonne die Lage zum Vortheile der Königlichen zu bessern, sie wurde nach blutigem Kampfe zurückgeschlagen. Umsonst auch eröffneten die Mörser und Bombenkanonen der Forts ein furchtbares Feuer auf die von den Insurgenten besetzten Stadthelle. An mehren Stellen brach Feuer aus, eine Anzahl von Häusern stürzte unter ungeheuren Staubwolken krachend zusammen, Massen von Todten bedeckten die Straßen. Aber gewonnen war dort für die Neapolitaner nichts. Garibaldi blieb in der Stellung, welche die Truppen im Süden (im königlichen Palaste und bei Manreole) von denen im Norden (in den Forts) trennte und diese Lage war für dieselben so gefährlich, daß General Lanza sich genöthigt sah, um der Vernichtung zu entgehen, um einen Waffenstillstand zu bitten. Dieser wurde von Garibaldi gewährt und endigte nach einigen Tagen mit der oben erwähnten Capitulation.

Während wir mit dem Druck des Kalenders beschäftigt sind, vernahm man noch die Nachricht, daß Garibaldi mit 14,000 Mann gegen Messina angerückt ist, und am 20. Juli bei Melazzo über die neapolitanischen Truppen gesiegt hat. Der hartnäckige Kampf begann Morgens um 6 Uhr, — und um 5 Uhr 45 Minuten Abends drangen die Garibaldianer in Melazzo ein, nachdem sie 5 Kanonen genommen hatten. Die königlichen Truppen zogen sich hierauf nach Messina zurück. — Trügen nicht alle Zeichen, so wird Messina und ganz Neapel für die Dynastie der Bourbonen so gut wie verloren sein.

Ein Engländer, in dessen Gesellschaft Garibaldi eingeführt worden, macht über sein Aeußeres folgende Schilderung: „Er erschien uns ganz anders, als wir ihn erwartet hatten. Ich konnte kaum glauben, daß der ruhige, ungezierte, anständige Mann, welcher bei uns eintrat, Garibaldi war. Er ist von Mittelgröße, wohl nicht über 5 Fuß 7 bis 8 Zoll, ein breitschulteriger kräftiger Mann, jedoch ohne die mindeste Schwerefülligkeit. Seine Kopfform zeigt eine sehr schöne Entwicklung der Organe, sowohl der geistigen als der moralischen, und auch die Gesichtsbildung ist gut, wiewohl nicht auffallend für einen oberflächlichen Beobachter. Nichts läßt in ihm



Die Einnahme von Palermo durch die Aufständischen am 27. Mai 1860. Kampf mit den Regierungstruppen am königlichen Palaste.

auf den ersten Blick den Mann errathen, der solche Pläne ausführte, wie seinen Rückzug von Rom oder die Einnahme Homo's; aber wenn er von den Leiden seines Vaterlands sprach, dann zeugten Auge und Lippen von dem lange zurückgehaltenen tiefen Gefühl und von dem starken, fähnen Charakter des Mannes. Ein Kind würde sich nicht scheuen, ihn auf der Straße zu fragen, wie viel Uhr es ist; aber der Soldat, den er in einer halben Stunde zu erschieszen befohlen,

würde nach einem Blick in dieses ruhig entschlossene Gesicht jede Bitte um Bardon als unnütz aufgeben. Während unseres langen Beisammenseins sprach er viel von den Ereignissen des Tages, aber ohne Erwähnung seines eigenen Antheiles daran. Kühn, unternehmend bis zur Tollkühnheit ist er ohne Zweifel, aber er ist zugleich kühl und berechnend — ein heißes Herz und ein kalter Kopf."

Ein Gemsenjägerleben.

Es ist ein wunderbar Ding um aller Menschen Leben, wenn man's genauer betrachtet. Hier stirbt an einem bösen Finger, an einem schnellen Trunk ein Vater, eine Hausmutter, ein hoffnungsvoller Sohn, ein geliebtes Kind, und man kann nicht begreifen, wie das so schnell gieng und so ganz unerwartet — und dort liegt ein armer Lazarus voll Beulen und Schwären, oder ein Schwindsüchtiger, der kaum noch den Athem hervorbringt und muß jahrelang auf den erlösenden Tod warten und jedermann sagt: Ei wie lange treibst du doch der oder die? —

Du hast, lieber Leser, auch wohl schon eine Gemse gesehen, das schöne Thier mit den glatten, stierlich gebogenen Hörnern, den klugen Augen, dem schönen Leib und den schlanken Füßen, die auf dem schmalsten Vorsprung sich halten können. Du hast gehört, daß diese Thiere auf den höchsten Bergen daheim sind, an der Grenze des ewigen Schnees, in graufigen Wildnissen, wo sie zwischen Steinblöcken und an fahlen Halden die würzigen Kräuter abnagen, während sie im Winter sich tiefer hinab in die Wälder flüchten. Fein ist ihr Geruch, scharf ihr Blick; sie wittern ihren Feind aus der Ferne; ein Pfiff des wachhabenden Vockes — und die Heerde eilt in mächtigen Schüben, in schnellem Laufe davon.

Diesen Thieren stellt der Mensch nach. Mit Leidenschaft spürt er ihren Weidplatz auf, verfolgt sie auf unwegsamen Anhöhen, vergißt aller Gefahren und nur zu oft stürzt er in graufige Tiefen und seine Leute sehen ihn nie mehr; oder er bricht Arme und Beine, und wird als Krüppel herabgebracht ins Thal.

Und doch will ich euch in Kürze das Leben eines der waghalligsten Gemsenjäger vor Augen führen, der in seinem langen Leben über 600 Gemsen geschossen, oft in Todesgefahr war, dabei zweimal das Weltmeer durchschiff hat — und dennoch im 85. Lebensjahr auf dem Todtette in seiner heimatlichen Hütte seinen letzten Odem ausgehaucht hat.

Das ist der Gemsenjäger und Räuber Rudolf Blesi von Schwanden in der Schweiz.

Im Kirchenbuch der Gemeinde Schwanden ist sein Taufstag auf den 17. Juli 1774 angemerkt. Er wird also nur wenige Tage vorher geboren sein; denn damals wartete man noch nicht so lange mit den Tausen, wie es manche ängstliche Eltern heut zu Tage thun.

Schnell krümmt sich, was ein Hällein werden will; dem Rudell war schon in den ersten oder zweiten Hofen kein Baum zu hoch, kein Berg zu steil, kein Weg zu gefährlich. Ein Auge hatte er so scharf als das des Lämmergeiers und sein Wurf war so sicher, daß er einen Vogel im Fluge traf. Bald verstand er's, das Schießgewehr zu handhaben und wahrscheinlich hat er die erste Gemse geschossen, ehe er ordentlich lesen und schreiben konnte.

Also gieng er bald die gefährlichen Wege des Gemsenjägers; ohne Schwindel strom er über die schmalen Gräbe der Berge, kroch auf halbbrechenden Pfaden dahin, lernte Frost und Hitze, Hunger und Durst ertragen, behielt frohen Muth und war glücklicher als ein König, wenn er mit einer Beute herabkam ins Thal.

Doch warf Blesi seine Augen nicht nur auf Gemsen, sondern auch auf die Töchter des Landes,

und als er 1795 mit Susanne Blesi Hochzeit hielt, da dachte man, er werde jetzt das gefährliche und unsichere Jägerleben aufgeben, bei seinem Weibe bleiben und säßern. Aber als der Sommer wieder kam und die Berge im Sonnenschein lachten, und die Nebel an den Wänden der Thäler hinstrichen — da trieb's ihn weg von Frau und Werkbank, hinaus zum gefährlichen Waldwerk.

Droben an und über den Wolken, da war seine Welt. Dort kannte ihn jeder Hirte und in allen Sennhütten war der muntere und gesprächige Blesi wohl gelitten, besonders wenn die Leute Abends um den Kessel beim Feuer saßen und der Jäger von seinen Abenteuern erzählte, bis ein Wort das andere gab und Geschichten aufs Tazet kamen, vor denen einem die Haut schaudert. — Blesi hat's als alter Mann oft beklagt, daß die Geldsucht jetzt auch zu den höchsten Sennhütten dringe und die alte Gastfreundschaft verschwinde. Sonst habe der Jäger überall ein Obdach gefunden; man habe es natürlich und ganz in der Ordnung gehalten, wenn er für die Bewirthung mit einem herzlichen „Vergelt's Gott!“ bezahlt habe; aber jetzt müsse man sogar die Schoten bezahlen, die man sonst den Schweinen gebe.

Die väterliche Obhut Gottes hat Blesi gar oft erfahren und er würde auch nicht versäumt haben, sich betend in dieselbe zu befehlen. Denn droben auf den einsamen Bergen kann man nicht auf Menschenhülfe hoffen.

Einmal jagte er auf dem hohen Stürnich, der mit seinem breiten Haupte und mit „Brenel's Stürnich" ins ganze Schweizerland hinaus lugt. Der Abend brach herein. Auf weite Entfernung war nirgends eine Hütte zu erblicken. Darum war er froh, als er endlich unter einem Felsen eine Höhle erblickte, die sich ihm als Nachlager anbot. Aber kaum hatte er sich hineingesetzt, und seinen Waidtsack geöffnet, um etwas zur Stärkung hervorzulangen, da kamen Raben, erhoben ein schreckliches Geschrei, flogen um ihn herum und verfolgten ihn so, daß Blesi wohl einsah, hier sei seines Bleibens nicht. Oern oder ungerne — er mußte sich aufmachen, der feindseligen Vögel los zu werden und einen andern Lagerplatz zu suchen. Kaum war er etliche Schritte schimpfend und die Vögel verwünschend von dannen gegangen, so löste sich das Felsstück über

seiner Höhle los und rollte mit andern tosend bergab. Hätte er einige Augenblicke länger in der Höhle verweilt — er läge jetzt todt darin, erdrückt von dem mächtigen Stein. — Da stand er still, faltete die Hände und dankte inbrünstig dem Beschützer seines Lebens, der sogar unvernünftige Thiere zu seinen Boten erwählt, wenn Engelodienste verrichtet werden müssen. Blesi gieng in der Dämmerung still bergab und traf bald Hirten an, denen er die erfahrene, wunderbare Rettung erzählte und fragte, ob ihnen die herabrollenden Steine seinen Schaden gebracht hätten.

„Wie wunderbar!“ riefen diese. — „Gerade heute Abend haben wir den Platz verlassen, über den die Felsen haben hinabrollen müssen, und sind hieher gezogen. Wären wir dort geblieben, es hätte uns übel ergehen können.“

Aber nicht immer traf Blesi eine Hütte. Oft mußte er, wenn er sich beim Aufpassen verspätet, im Freien oder unter Steinen und in Höhlen übernachten. Sein Kopfschmerz war nicht selten ein Stein oder auch wohl ein gefrorenes Stück Schnee, das bis zum Morgen unter seinem Kopf weich wurde. Aber aus dem Allem machte er sich wenig; denn er bejaß ein frohes Gemüth und hatte von Jugend auf gelernt, sich in Alles zu schicken.

Seine erste Frau starb ihm bald und ihr folgten die zwei Kinder, die sie ihm geboren. Das liebe Kreuz zog also auch bei unserm Gemsenjäger ein und oft gieng er auf die Berge, um es leichter zu ertragen.

Mitten in der Kriegsnoth des Jahres 1799, als Franzosen, Oesterreicher und Russen das Land von einem Ende zum andern durchzogen, heirathete Blesi zum zweitenmal. Weder er noch seine Frau mögen ihr Hochzeitjahr und dessen Drangsale je vergessen haben. Und als im Herbst dieses Jahres die Russen vom Pragelpaß her hungrig, durstig und sterbensmüde ins Glarnerland eindringen, vorn bei Nollis die Franzosen anrückten, die Russen endlich über graufige Pässe ins Bündnerland sich flüchten mußten, Krankheiten, Mangel und Theuerung hinterlassend — da erfuhren die Eheleute Blesi reichlich des Lebens Noth und Sorgen. — Vier Mädchen wurden ihm in den folgenden Jahren geboren. „Wenn's Jungen wären,“ sagte er oft, „ich würde ihrer keinen mit auf die Jagd nehmen; denn das Jäger-

auf den ersten Blick den Mann errathen, der solche Pläne ausführte, wie seinen Rückzug von Rom oder die Einnahme Como's; aber wenn er von den Leiden seines Vaterlands sprach, dann zeugten Auge und Lippen von dem lange zurückgehaltenen tiefen Gefühl und von dem starken, kühnen Charakter des Mannes. Ein Kind würde sich nicht scheuen, ihn auf der Straße zu fragen, wie viel Uhr es ist; aber der Soldat, den er in einer halben Stunde zu erschließen befohlen,

würde nach einem Blick in dieses ruhig entschlossene Gesicht jede Bitte um Bardon als unnütz aufgeben. Während unseres langen Beisammenseins sprach er viel von den Ereignissen des Tages, aber ohne Erwähnung seines eigenen Antheiles daran. Kühn, unternehmend bis zur Tollkühnheit ist er ohne Zweifel, aber er ist zugleich kühl und berechnend — ein heißes Herz und ein kalter Kopf."

Ein Gemsenjägerleben.

Es ist ein wunderbar Ding um aller Menschen Leben, wenn man's genauer betrachtet. Hier stirbt an einem bösen Fingern, an einem schnellen Trunk ein Vater, eine Hausmutter, ein hoffnungsvoller Sohn, ein geliebtes Kind, und man kann nicht begreifen, wie das so schnell gieng und so ganz unerwartet — und dort liegt ein armer Lazarus voll Beulen und Schwären, oder ein Schwindfüchtiger, der kaum noch den Arthem hervorbringt und muß jahrelang auf den erlösenden Tod warten und jedermann sagt: Ei wie lange treibt's doch der oder die? —

Du hast, lieber Leser, auch wohl schon eine Gemse gesehen, das schöne Thier mit den glatten, zierlich gebogenen Hörnern, den klugen Augen, dem schönen Leib und den schlanken Füßen, die auf dem schmalsten Vorsprung sich halten können. Du hast gehört, daß diese Thiere auf den höchsten Bergen daheim sind, an der Grenze des ewigen Schnees, in graustigen Wildnissen, wo sie zwischen Steinblöcken und an jähen Halden die würzigen Kräuter abnagen, während sie im Winter sich tiefer hinab in die Wälder flüchten. Fein ist ihr Geruch, scharf ihr Blick; sie wittern ihren Feind aus der Ferne; ein Pfiff des wachhabenden Vockes — und die Heerde eilt in mächtigen Sätzen, in schnellem Laufe davon.

Diesen Thieren stellt der Mensch nach. Mit Leidenschaft spürt er ihren Weideplatz auf, verfolgt sie auf unwegsamen Anhöhen, vergißt aller Gefahren und nur zu oft stürzt er in graustige Tiefen und seine Leute sehen ihn nie mehr; oder er bricht Arme und Beine, und wird als Krüppel herabgebracht ins Thal.

Und doch will ich euch in Kürze das Leben eines der waghalsigsten Gemsenjäger vor Augen führen, der in seinem langen Leben über 600 Gemsen geschossen, oft in Todesgefahr war, dabei zweimal das Weltmeer durchschiff hat — und dennoch im 85. Lebensjahr auf dem Todtbette in seiner heimatlichen Hütte seinen letzten Odem ausgehaucht hat.

Das ist der Gemsenjäger und Küfer Rudolf Bleßi von Schwanden in der Schweiz.

Im Kirchenbuch der Gemeinde Schwanden ist sein Tauftag auf den 17. Juli 1774 angemerkt. Er wird also nur wenige Tage vorher geboren sein; denn damals wartete man noch nicht so lange mit den Tausen, wie es manche ängstliche Eltern heut zu Tage thun.

Schnell krümmt sich, was ein Häklein werden will; dem Rudel war schon in den ersten oder zweiten Hosen kein Baum zu hoch, kein Berg zu steil, kein Weg zu gefährlich. Ein Auge hatte er so scharf als das des Lämmergeiers und sein Wurf war so sicher, daß er einen Vogel im Fluge traf. Bald verstand er's, das Schießgewehr zu handhaben und wahrscheinlich hat er die erste Gemse geschossen, ehe er ordentlich lesen und schreiben konnte.

Also gieng er bald die gefährlichen Wege des Gemsenjägers; ohne Schwindel klonn er über die schmalen Gräte der Berge, froch auf halzbrechenden Pfaden dahin, lernte Frost und Hitze, Hunger und Durst ertragen, behielt frohen Muth und war glücklicher als ein König, wenn er mit einer Beute herabkam ins Thal.

Doch warf Bleßi seine Augen nicht nur auf Gemsen, sondern auch auf die Töchter des Landes,

und als er 1795 mit Susanne Bleß Hochzeit hielt, da dachte man, er werde jetzt das gefährliche und unstete Jägerleben aufgeben, bei seinem Weibe bleiben und küfern. Aber als der Sommer wieder kam und die Berge im Sonnenschein lachten, und die Nebel an den Wänden der Thäler hinstrichen — da trieb's ihn weg von Frau und Werkbank, hinaus zum gefährlichen Waldwerk.

Droben an und über den Wolken, da war seine Welt. Dort kannte ihn jeder Hirte und in allen Sennhütten war der muntere und gesprächige Bleß wohl gelitten, besonders wenn die Leute Abends um den Kessel beim Feuer saßen und der Jäger von seinen Abenteuern erzählte, bis ein Wort das andere gab und Geschichten aufs Tapet kamen, vor denen einem die Haut schaudert. — Bleß hat's als alter Mann oft beklagt, daß die Geldsucht jetzt auch zu den höchsten Sennhütten dringe und die alte Gastfreundschaft verschwinde. Sonst habe der Jäger überall ein Obdach gefunden; man habe es natürlich und ganz in der Ordnung gehalten, wenn er für die Bewirthung mit einem herzlichen „Vergelt's Gott!“ bezahlt habe; aber jetzt müsse man sogar die Schoten bezahlen, die man sonst den Schweinen gebe.

Die väterliche Obhut Gottes hat Bleß gar oft erfahren und er wird's auch nicht versäumt haben, sich betend in dieselbe zu befehlen. Denn droben auf den einsamen Bergen kann man nicht auf Menschenhülfe hoffen.

Einmal jagte er auf dem hohen Glärnisch, der mit seinem breiten Haupt und mit „Brenelis Gärtli“ ins ganze Schweizerland hinaus luegt. Der Abend brach herein. Auf weite Entfernung war nirgends eine Hütte zu erblicken. Darum war er froh, als er endlich unter einem Felsen eine Höhle erblickte, die sich ihm als Nachtlager anbot. Aber kaum hatte er sich hineingesezt, und seinen Waid sack geöffnet, um etwas zur Stärkung hervorzuholen, da kamen Raben, erhoben ein schreckliches Geschrei, flogen um ihn herum und verfolgten ihn so, daß Bleß wohl einsah, hier sei seines Bleibens nicht. Gern oder ungern — er mußte sich aufmachen, der feindseligen Vögel los zu werden und einen andern Lagerplatz zu suchen. Kaum war er etliche Schritte schimpfend und die Vögel verwünschend von dannen gegangen, so löste sich das Felsstück über

seiner Höhle los und rollte mit andern tosend bergab. Hätte er einige Augenblicke länger in der Höhle verweilt — er läge jetzt todt darin, erdrückt von dem mächtigen Stein. — Da stand er still, faltete die Hände und dankte inbrünstig dem Beschützer seines Lebens, der sogar unvernünftige Thiere zu seinen Boten erwählt, wenn Engelsdienste verrichtet werden müssen. Bleß ging in der Dämmerung still bergab und traf bald Hirten an, denen er die erfahrene, wunderbare Rettung erzählte und fragte, ob ihnen die herabrollenden Steine keinen Schaden gebracht hätten.

„Wie wunderbar!“ riefen diese. — „Gerade heute Abend haben wir den Platz verlassen, über den die Felsen haben hinabrollen müssen, und sind hieher gezogen. Wären wir dort geblieben, es hätte uns übel ergehen können.“

Aber nicht immer traf Bleß eine Hütte. Oft mußte er, wenn er sich beim Aufpassen verspätet, im Freien oder unter Steinen und in Höhlen übernachten. Sein Kopfstücken war nicht selten ein Stein oder auch wohl ein gefrorenes Stück Schnee, das bis zum Morgen unter seinem Kopf weich wurde. Aber aus dem Allem machte er sich wenig; denn er besaß ein frohes Gemüth und hatte von Jugend auf gelernt, sich in Alles zu schicken.

Seine erste Frau starb ihm bald und ihr folgten die zwei Kinder, die sie ihm geboren. Das liebe Kreuz zog also auch bei unserm Gemsenjäger ein und oft ging er auf die Berge, um es leichter zu ertragen.

Mitten in der Kriegsnoth des Jahres 1799, als Franzosen, Oesterreicher und Russen das Land von einem Ende zum andern durchzogen, heirathete Bleß zum zweitenmal. Weder er noch seine Frau mögen ihr Hochzeitsjahr und dessen Drangsale je vergessen haben. Und als im Herbst dieses Jahres die Russen vom Pragelpaß her hungrig, durstig und sterbensmüde ins Glarnerland eindringen, vorn bei Mollis die Franzosen anrückten, die Russen endlich über grausige Pässe ins Bündnerland sich flüchten mußten, Krankheiten, Mangel und Theuerung hinterlassend — da erfuhren die Eheleute Bleß reichlich des Lebens Noth und Sorgen. — Vier Mädchen wurden ihm in den folgenden Jahren geboren. „Wenns Jungen wären,“ sagte er oft, „ich würde ihrer keinen mit auf die Jagd nehmen; denn das Jäger-



Ein Gemsenjägerleben.

brod ist ein schwerverdientes und ein gefährliches, das einem dazu oft Tage ja Wochen lang nicht einmal zu Theil wird.“

Doch nie hatte er so gewaltig erfahren, wie ein gefährlich Ding es um die Gemsenjagd ist, als in den Zwanzigerjahren. Sonst wenn er mit Waldsack und Büchse auszog, sagte er nie, wohin sein Weg gehen werde. Fragte ihn seine besorgte Frau, oder eines seiner Kinder, so gab er zur Antwort: „Wie sollt' ich das euch sagen können, da ich selbst nicht weiß, wohin ich mich wenden, welche Spur ich verfolgen werde.“ — Aber am Abend vor dem unvergeßlichsten Tage seines Lebens sagte er ganz genau, welchen Weg er einschlagen wolle, damit sein Kamerad und Jagdgefährte Emanuel Walcher ihm nachfolgen könne. Dies geschah. Aber bald trennten sie sich wieder. Hinter dem Dorf Elm, dessen Kirchturm nur wenige mal im Jahr durch das Martinsloch einen Sonnenblick erhalten kann, trennten sie sich. Walcher zog sich südwärts, Bleß aber stieg am Tschingel empor, zu den Felsen beim Martinsloch.

„Bis wo der Dons mit Eiskryhallen
Das königliche Haupt umspannt.“

Beide Jäger hatten verabredet, sich auf die Nacht in der Alphütte Falzüber zu treffen.

Droben gewahrt Bleß eine leichtfüßige Gemse; aber sie hat ihren Verfolger ebenfalls erblickt. Sie flüchtet sich und Bleß ihr nach von Fels zu Fels, von Stein zu Stein, von Rige zu Rige. Endlich geräth er in der Hitze der Jagd auf einen Bergvorsprung, und jetzt sieht er erst, daß er nicht mehr vor- noch rückwärts kann. Wie Kaiser Mar an der Martinswand in Tyrol, so klebt jetzt Bleß an der Felsenwand. Ueber sich senkrechter Fels, unter sich schauerlicher Abgrund, neben sich kein Ausweg. Die Augen sehen sich nach Rettung um? es ist keine da. Seine Stimme erschallt; er ruft seinem Kameraden Walcher; aber nur das Echo antwortet. Es wird finster; der Sturm fängt an zu toben und bald wird sein Angstruf übertönt vom mächtig grollenden Donner; ein schreckliches Gewitter bricht los. Da steht Bleß, den Tod vor Augen, zu dem allmächtigen Herrn im Himmel um Hilfe und Rettung, oder doch um einen seligen Tod. Die lange Nacht entflieht endlich, der Morgen bricht an und neue Hoffnung erfüllt sein Herz. Er nährt sie nicht vergebens. Der treue Walcher, als Bleß nicht nach Falzüber kommt, geht des

Morgens mit der Dämmerung aufs Suchen aus. Endlich hört er das Rufen des Geängstigten — er rettet ihn glücklich.

„Emanuel, da nimm diese Büchse nebst meinem Dank für's ganze Leben; ich, Bruder, jage nimmermehr!“ rief Bleß aus, als er sich wieder auf gutem Pfade sah.

Doch was sind menschliche Entschlüsse! Kaum hat Bleß sich etwas erholt, so erblickt er einen Gemsebock — und sein Gelübde war vergessen. „Manuel, die Gemse muß ich fällen; gieb schnell die Büchse wieder zurück.“

Auch später wieder hat die Macht der Jägerleidenschaft ihn zu neuen Mühen und Gefahren hingerrissen.

Schon stand Bleß an der Schwelle der Sechzigerjahre, da erweckten günstige Berichte aus Amerika, sowie der Schmerz über den Tod seiner lieben Frau seine Auswanderungslust. Steckt doch besonders im Glarnervolk ein ganz besonderer Trieb, „zu folgen der Mutter, der wandernden Welt!“ — Genug — mit zwei Töchtern begab er sich auf den Weg. Da ward die eine in Zürich krank. „Vater, geh' du in Gottesnamen vorwärts, ich kann nicht mit euch,“ sagte sie unter Thränen. Der Vater zog mit der andern Tochter seine Straße weiter; die Erkrankte aber kehrte in die Heimath zurück.

Die Auswanderer kamen glücklich in Amerika an und ließen sich vier Stunden von Newyork nieder. Bald kann sich die Tochter verheirathen und der Vater zieht zu ihr. Bald küfert, bald jagt er. Und einmal treibt es ihn, Bekannte im Innern des Landes aufzusuchen. Durch Wälder und Sümpfe wandert er vorwärts und endlich findet er die Gesuchten in einer elenden Hütte im Walde. Er erscheint ihnen als rettender Engel. Sie litten an allem Mangel und können dem ermatteten Greis auch nicht das Mindeste zur Erquickung anbieten. Er muß ihnen erst Geld geben, um in der Nähe etwas kaufen zu können.

Doch zur Heimath wurde ihm Amerika nie. Er kann des Heimwehs nicht los werden. Das Herz und seine Sehnsucht war im Schweizerland, bei seinen drei übrigen Kindern, bei seinen Bergen und — seinen Gemsen.

Abermal begibt er sich aufs Meer, kommt glücklich in der Heimath an, nimmt ein junges Weib, baut ein Haus und richtete eine Wirth-

schaft ein. Aber der Friede, das häusliche Glück und das Gedeihen fehlen. Er verkauft das Haus wieder, bezahlt seine Schulden und zieht zu seiner Tochter nach Ennenda, wo er in stiller Zurückgezogenheit lebte. Er schickte sich zum Gange nach der Ewigkeit an, nachdem er manches Jahr zugebracht in viel vergeblicher Unruhe. — Er ging selten aus, nicht einmal in die Kirche; denn er hatte keinen Hut, wollte auch keinen mehr kaufen und in der Kappe durfte er nicht gehen.

Oft wenn er an die Berge hinauffab, übersiel's ihn mit wunderbarem Weh und zog's ihn hinauf. Schon hatte er das 80. Jahr überschritten, da konnte er nimmer widerstehen. Ennenda liegt am Fuß des hohen Schild; den wollte er noch einmal besteigen, ehe denn er sterbe. Aber es kam ein heftiges Gewitter und mit Noth konnte er noch in einer Alfhütte Schutz finden. — Beim Herabsteigen fiel er so unansehnlich zu Boden, daß er von da an Schmerzen im Rücken spürte. Endlich kam er aufs Krankbett; eine Rückenmarkschwindsucht nagte an seinem Leben und bereitete ihm oft so gewaltige Schmerzen, daß der Greis oft laut schreien mußte. Und dennoch wollte er weder von einem Arzt noch von Arzneien etwas wissen. „Einem steinalten Mann kann niemand mehr helfen. Ich habe nie einen Arzt gebraucht; sollte ich jetzt im 85. Jahre anfangen?“

Daneben litt er still und geduldig und sagte oft mit sanftem Lächeln: „Ich bin nie krank gewesen und fühlte mich deshalb glücklich. Nun wird mir auch etwas gehören; sollte ich denn gegen Gott murren!“

Einige Tage vor seinem Tode sagte er zu der ihn pflegenden Tochter: „Kind, ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. Ich hab viel Gutes vom Vater im Himmel erfahren; dafür dank ich ihm im Stillen. Meine Sünden wird er mir um meines Heilandes willen in Gnaden vergeben. Dir aber, liebes Kind, bin ich tausend Dank schuldig; du hast mir Liebe und Treue bewiesen. Gott der Herr lohne dir's und segne dich in Zeit und Ewigkeit!“

Am Vorabend seines Todes blieb die Tochter bei ihm bis um 11 Uhr. „Kind,“ sagte der Vater, „du bist müde; geh' in Gottes Namen schlafen und lösch mir das Licht; vielleicht kann ich auch schlafen.“ Gegen 3 Uhr des Morgens kam die Tochter wieder aus der Kammer: Vater,

ich kann nicht schlafen; ich höre Euch immer seufzen. — „Ach, närrisches Kind, ich darf doch seufzen. Gib mir ein wenig Wein und Wasser.“ Jetzt mußte die Tochter wieder ins Bett. Als sie um 5 Uhr wieder an sein Krankenzimmer trat, rief der Alte: „Faß meine Hände; sie sind wie Eisen oder wie Eis. Sie sind inwendig schon todt. Bis heute Abend werde ich sterben.“ — Gegen Mittag sprach er: „Es wird mir so sonderbar,“ und zur Tochter: „Weine nicht, Kind, unser Herr Gott versorgt mich bald.“ Noch einmal wollte er aus dem Bette. Als er aufgerichtet wurde, traf ihn ein Schlag und er verschied sanft im 85. Jahr seines bewegten Lebens.

Der reisende Kastenjucker.

Jüngst kam ein Bauer voller Groll
In eine Stadt hinein,
Und weiß nicht wie er's machen soll,
Bezahlt möcht' er jetzt sein.

Man hat ihn zwar schon Duzendmal
Durch Schein und arge List
Versichert, daß auf jeden Fall
Noch nichts verloren ist. —

Doch wird dem Bauer das Warten z'viel
Er sieht es endlich ein
Daß er nur bloß zum Narrenspiel
Sollt' immer dienlich sein.

D'rum stürmet er mit voller Wuth
Hin vor des Schuldner's Haus,
Und denkt, ich fecht' mit Heldenmuth
Mein Brettergeld jetzt h'raus.

Doch nach des Hauses Reglema
Find't g'schlossen er das Thor,
Damit nicht unbemerkt etwa
Erschein' ein Kreditor.

Behend zog nun den Glockenzug
Der Bauer bäurisch an,
Und gleich darauf zieht ohn' Verzug
Er nochmals stürmisch d'ran.

Da thut sich's Fenster endlich auf,
Vorsichtig schaut heraus:
Ein schwarzer Kopf in weißer Haub'
Erblickt den Bau'r mit Graus.

Schnell zog der sich vom Fenster z'rück,
Zieht jammernd es herbei,
Und fragt sich, was im Augenblick
Wohl anzufangen sei? —

Nun bringt ängstlich die Trauerpost
Sie an des Gatten Bett.
Der sucht in Nord und Süd und Ost,
In West nach ein'm Versteck.

Der Scharfsinn lohnet ihn mit Glück,
Gefunden ist der Plan,
Wie doch die Schuldenpolitik
Schnell Mittel finden kann!

Mit inniger Zufriedenheit
Spricht er zum Weibchen hin:
Ich kann mich der Verlegenheit
Doch prächtig noch entzieh'n.

Der Kasten sei mein Talisman, —
Mein Schutz, mein Schirm und Hort,
Geh' nur, und laß' herein den Mann,
Doch thu', als wär' ich fort.

Jetzt wiederholt mit voller Wucht
Nochmals der Sturm am Thor,
Und nun erfolgt die Kastensucht
Die man zum Schutz erkor.

Auf einmal sitzt der Wendelin,
Durch einen kühnen Sprung
In dem erkor'nen Kasten d'rin
Mit Selbstverwunderung.

Schon hört man lesen ihm den Text
Vom Bauern auf der Stieg,
Und immer weiter, weiter wächst
Bis in die Stub' der Krieg.

Der Bauer raset, flucht und tobt
Und schimpfet ohne End',
Er wüthet, stampfet, zankt und droht:
Daß er nun selber pfänd'.

Die Frau nahm aber jetzt das Wort
Und bittet um Gehör:
Sie sei nicht schuld, daß er nun fort
G'rad heut' auf Reisen wär'.

Und glaubet mir, wie ärgerlich
Es obend'rein noch ist,
Daß Euer Geld seit gestern sich
Befind' im Schreibetisch.

Auch hat er nicht bemerkt in Eil,
Vertieft im Reise-Wahn,
Daß er den Schlüssel zum Unheil
In seine Tasche nahm.

Doch Alles Alles nur verkauft', —
Der Bauer glaubt nichts mehr, —
Er betastet als mit seiner Faust
Wie wenn's sein eigen wär'!

Nun nähert er dem Kasten sich, —
Mit einem Kemmerblick
Betrachtet er ihn äußerlich, —
O weh', welch Mißgeschick!

Er fragt etwas gelass'ner jetzt:
Ob sei der Kasten feil?
Er nahm' fast noch zu guter Letzt
An ein'm Gegenhandel Theil.

Noch einmal machet er die Rund
Um diesen Kasten h'rum,
Und schnüffelt wie ein Hühnerhund
Nach einem Wildpret um. —

Jetzt dreht er auch noch voller Gier
Das Kastenschloß zurück; —
Doch Höll' und Teufel was ist hier!
Fast starrend wird sein Blick:



Der freidenweise Wendelin
Stand Furcht und Schreck erstarrt,
Entlarvt, geschänd't für immerhin,
Am Kastenrücken hart.

Die Frau bracht' nun zu seinem Heil
Ihn unter Ach und Weh,
Mit sammt sein'm schweren Hinterheil
Hinauf zum Kanapee.

Der Bauer dacht': nach dem Moment
Bleibt mir kein' and're Wahl,
Boz himmeltausendfaperment,
Ich komm' ein ander's Mal.

Er rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Begen die Schuldenlasten
Schützt mich mein eich'ner Kasten!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wie der Johann einen Dieb traktirt.

Herr Johann hatte zur Abwechslung Abends einen Schoppen über den Durst getrunken und gieng deßhalb ganz munter, seinen Knotenstock hinter die Bettstatt stellend, zu Bette, nicht ahnend, welch fürchterliches Unglück ihm und seiner Habe bevorstehe. —

Es war etliche Tage vor dem letzten Viertel, daher das freundliche Mondlicht erst kurz vor Mitternacht erschien.

Es mag $\frac{1}{2}$ 1 Uhr gewesen sein, als Johann erwachte. Aber, o welch ein Schreck und Graus!

Johann sieht mit Hilfe des Mondlichts nichts weniger, als — eine männliche Gestalt bewegungslos hinter dem Vorhange nächst an seinem Bette stehen. —

Das Herz schlug, wie der große Hammer auf der nahen Hammerschmiede und der Athem wollte ihm ausbleiben.

Was ist da zu beginnen, dachte er. Doch frug er sich nochmals: wach' ich, oder ist's ein Traum???

Die Angst trieb ihm den kalten Schweiß aus und er war leider eben so gewiß von wirklich wachendem Zustande, als von seiner vollständi-

gen Rathlosigkeit überzeugt. Muth gefaßt, dachte er, griff nach seinem Knotenstocke und schlug aus Leibeskräften nach der Gestalt hinter dem Vorhange. Ein schreckliches Klirren folgte diesem kräftigen Schläge, denn schon flog eine Scheibe auf die Straße hinaus und zu noch größerem Erstaunen des Johann bewegte sich auch wirklich die Schreckensgestalt und schien sich etwas zurückzuziehen.

„Will doch sehen, ob der Kerl keine Knochen hat,“ dachte Johann, schwang abermals seinen Stock und versetzte dem Dieb einen noch viel heftigeren Schlag. Und abermals flog unter hellem Geflirre eine Scheibe auf die Straße, ohne daß, wie es schien, die Schreckensgestalt wich.

Endlich sprang Johann aus dem Bette, schrie hilfio, mordio, Diebe, und rieb gleichzeitig ein Zündhölzchen an der nahen Wand.

Mit dem Lichte in der einen Hand, mit der andern den Vorhang wegziehend, wollte er diesem saubern Gesellen fest ins Angesicht schauen und ihn erkannt habend, direkte zum Fenster hinaus werfen.



Aber, o weh! welch eine Täuschung. Johann hatte beim Schlafengehen unglückseliger Weise seine Hosen mit Steg, sammt den darin steckenden Stiefeln, gegen seine Gewohnheit, an's Fenster hinter den Vorhang gehängt.



Badekuren.

A. Wo reisen Sie hin?
Nach Ueberlingen ins Bad.
Mein Arzt meint, ich würde
dort etwas magerer.

B. Was Sie sagen! Der
Meinige schießt mich auch nach
Ueberlingen, aber um dick zu
werden.

A. Ei! das trifft sich ja
herrlich; da können wir ja
mit einander die Kur machen.

Auch ein Jagdstück.

Bekanntlich sind die Jäger die größten Auf-
schneider und es werden von manchem mitunter
die unglaublichsten Dinge als wirkliche That-
sachen erzählt.

Es passiert aber zuweilen diesem ehrenhaften
Stand auch was, das nicht ans Tageslicht
käme, wenn die böse Welt und der Kalender-
macher nicht wären.

So kehrten letzten Winter 2 Jagdgenossen —
wir wollen sie A und B. nennen, im Bierhause
zu M. ein.

A. trug einen Hasen, der seine zwei Hinter-
füße oder nach Waldmanns Sprache — Hinter-
läufe — zur Jagdtasche hinausstreckte.

Die Wirthin versorgte diese Tasche sammt
ihrem Inhalte in der Schenke und übergab die-
selbe, als die Jäger sich entfernten, mit einer
frommen Miene, wie wenn nichts geschehen wäre,
dem Eigenthümer. Kurz darauf sagte B. zu

A: Du, ich habe dem Herrn Pfarrer schon längst
einen Hasen versprochen; wolltest du mir nicht
deinen Hasen abtreten?



A. O recht gern. Du kannst ihn gleich sammt der Tasche haben.

B. Auf die Tasche und deren Inhalt schlagend: O der Kerl ist bockstierig. Ich hätte nicht geglaubt, daß er schon so hart gefressen wäre. Zu Hause angekommen rief er: Marelli, jetzt gehst zum Herrn Pfarrer hinüber und sagst einen schönen Gruß und da schicke ihm der Vater einen Hasen. Bei den letzten Worten ersaßte er die zur Jagdtasche hinausschauenden Hinterläufe. — Aber o weh! er zog bloß ein Stück Holz, an welches die Hinterläufe mit einer Schnur befestigt waren, heraus. — So hol' der Teufel die Wirthin!!!

Ein anderes Jagdstück, das einem Nachbar vom A. und B. passiert ist.

Herr H. stach einen Rehbock auf, ohne jedoch in Schußweite zu kommen. Am folgenden Tage nahm er einen Knaben als Treiber mit. „Schau Hannedli,“ sagte Herr H., „jetzt zählst bis auf 400, und wenn du 400 gezählt hast, so laufft nach dieser Richtung hin und treibst. Ich will mich dort oben aufstellen.“

Nach etwa einer halben Viertelstunde fiel ein Schuß und Herr H. kam schwerbeladen mit seiner Beute den Berg herab, um nach seinem Treiber zu schauen, den er aber noch auf dem gleichen Platze stehend in großer Angst antraf. Nach Waldmannsart wurde das arme Bübli gehörig abgestucht. Kerl! warum stehst du als noch da! du Tauffigack!!!

Das Männle in voller Angst: O Herr H. I ha scho me als fuzg mol agfange, und bringe nie witer, als uf achzgi.

Der geschwinde Metzger.

Ein Bauer ließ den Gevattermann Käsperte, in Gestalt eines Metzgers kommen, ein fettes Schwein schlachten zu lassen. Metzger Käsperte war gekommen, das fette Schwein wurde geschlachtet, und gieng auch geschwind aus den Händen, natürlich weil es fett war, und der Metzgerle so geschwind.

Als die Arbeit fertig war, setzte man sich wie gewöhnlich zu Tische, um zu essen und zu trinken, und über dies und jenes zu reden. Unter anderm kam der Käsperte auf das fette Schwein, auf seine Geschicklichkeit und seine — Redlichkeit zu sprechen. Aber das nächste Schwein,

Gevatterin, sagte der Metzgerle, fällt noch besser aus, als wie das; es gibt dann auch mehr Schmalz, man setzt dann kein Schmeer auf, — und bleibt mir vielleicht nicht mehr so viel in dem Stiefel hängen wie jetzt, — hätte er auch noch grad sollen sagen, dann hätte er auch die Wahrheit gesagt, denn man hat's ja doch gesehen; aber he! es war nur seine Redlichkeit.

Geschehen im Jahr 1860.

Jüdischer Kalender.



Soldaten! Es wird ein harter Kampf werden, es geht Mann gegen Mann! Ihr werdet mir Ehre machen, hoff' ich!

Herr Major! Se verzeih'n, Sie haben doch gesagt, es geht Mann gegen Mann, möchten Sie mir nich meinen Mann zeigen? vielleicht kann ich mir in Güte mit ihm absinden.

Eine gute Ausrede ist was werth.

Michel glaubte sich einmal ganz allein zu Hause. Er bekam nach irgend einer Bekerei Lust und fand endlich den Rahmhafen. Diesen trug er auf den Tisch und machte sich weidlich mit dem Löffel dahinter her.

Aber o weh! Auf einmal gieng die Thüre auf und herein trat — seine Frau, d'Kätherei, — als Michel eben mit einem Löffel voll dem Munde nahe war.

Kätherei. I wet hol mi Gott wohl glaube, du frähest mer der Rohm us em Hase.

Michel (verplüfft). Jo sell nit, Kätherei, wosch i ha nu welle d'Schrund schmirbe, wo i do am Mul ha.

Man muß sich zu helfen wissen.

Herr Buselmaier saß in der Elfuhrmesse bei einem Glas Bier und einer Wurst. — Des Wirths Marieli, etwa 8 Jahre alt, kommt eben sehr vergnügt aus der Schule und ist bemüht, seine Schulsachen in's Stubenkästchen zu plaziren. Herr Buselmaier, ein Kinderfreund, rief dem hübschen Marieli freundlich zu: Komm, laß auch hören, was du heute gelernt hast. Sag mir einmal: Wie viel ist sechs mal sechs? —

Marieli kommt in nicht geringe Verlegenheit; es sagt: 6×6 ; — 6×6 ; wird blutroth, beginnt nochmals: 6×6 , aber ohne Erfolg. Endlich fällt ihm ein: Der Herr Lehrer hat heute gesagt, man dürfe nichts aus der Schule schwätzen. —

Die Reissuppe.

Ein Doktor besuchte einen Kranken und sagte beim Weggehen zur Hausfrau: „Euer kranker Sohn sollte eben auch kräftigere und leichtverdaulichere Speisen haben, die Kräfte würden sich dann bald wieder einstellen. Kocht ihm zunächst täglich Reissuppe.“

Die Frau, hoch erfreut über die vorgeschriebene wohlfeile Suppe, sagte zum Herrn Doktor: „D gern, Herr Doktor, aber mir hond wirkli nu Buche-Reis, des wird's wohl thu.“

Der Pfarrer und sein Storch.

Die Frühlingssonne hatte bereits mit dem Schnee aufgeräumt und freundliches Grün entsproßt wieder der Erde.

Die Zugvögel suchten wieder ihre alte Heimath auf.

Sonntags nach der Vesper besprach sich der Pfarrer eines freundlich gelegenen Thalortes noch in der Sakristei mit dem Wexner, wo sie heute Nachmittags einen guten Schoppen trinken wollten; weshalb er etwas verspätet, bei seinem Heimzuge nur noch etliche Weiber und den Hansjörgli, den man für einen halbnaarrischen Kerl hielt, antraf. — Von der kleinen Gesellschaft aber richteten alle ihre Blicke erstaunungsvoll gegen den Himmel, wodurch der Herr Pfarrer veranlaßt wurde, seine Brille dem Gesichte etwas näher zu rücken und das Betspiel seiner Pfaffenfinder nachzuahmen.

„Ha!“ sagte der Pfarrer, „ein Storch!“ Er wollte sich besonders gegen den Hansjörgli

diesmal herablassend zeigen, um ihm eine Freude zu machen.

„Schau, Hansjörgli,“ fuhr er freundlich fort, „das ist jetzt ein Storch!“

Hansjörgli: So Herr Pfarrer, ein Storch? — — — M. m. Es ist doch e schöne Sach um die studirte Leut. Des het i jez wirkli nit gwußt, ob des en Storch oder e Störchin wäre.

Unterschied zwischen einer Ober- und einer Unterländer-Wurst.

In einem Städtchen unweit des Bodensee's saß Herr Schmiedhuber bei einem Glas Bier. Auf einmal sagte er: Madame, eine Wurst. —

Schmiedhuber hatte, wie es schien, ziemlich Appetit; denn das Vertilgungsgeschäft gieng so rasch von Statten, daß Madame ihm verwundert zusah.

Das letzte Scheible auf dem Teller nochmals umkehrend, sagte Schmiedhuber: Hol' mich Gott! Die Wurst war gut, aber in Dorlach sind sie größer.

Der spielende Knabe.

Ein Knabe spielte hinterm Hause mit seinem hölzernen Pferde und einer Trommel. — Auf einmal sieht er sich um und bemerkt — o Graus — ganz nahe einen großen Metzgerhund, der gerade auf ihn zuläuft. —

Unser Männle läßt Pferd und Trommel im Stich, läuft davon und schreit aus Leibeskräften: Hilfio! Vater! Vater! Vater!

Der Vater stürzt in größter Angst zum Hause heraus und ruft: Was ist's? Was hast Antoni?

Antoni — außer Athem — o der Hund het mi g'fresse. —

Sagt man gehen oder laufen?

Ein Professor, — von Geburt Franzose, — hielt am Lyzeum in einer Stadt am Bodensee seine Vorlesungen. Er machte seinen Schülern begreiflich, daß gehen und laufen gleichbedeutend sei. So muß es daher, sagte er, ganz gleich sein, ob ich sage: der Schlüssel ist verloren gegangen oder er ist verloren gelaufen.

Nachtrag. Bräunlingen hält noch einen weitem Vieh- und Schweinemarkt ab am Montag nach Kreuzerfindung (6. Mai.)

Merkwürdige Geschichten.

1.

Es ist doch ein wunderbarlich Ding, und wohl werth, daß man darüber ein Bißchen nachdenkt, wie oft den Menschen in den Augenblicken höchster Noth so ein guter, rettender Zufall, wie Viele sagen, zu Hülfe kommen muß, den der klügste Kopf nicht vorher berechnen kann, und der Kalendermacher kann einmal nichts dafür, er glaubt steif und fest, da habe unser lieber Herr Gott seine Hand ganz besonders im Spiele, und darum glaub' ich auch, es sollte das Wort Zufall gar nicht im Wörterbuch eines Christenmenschen stehen.

Da ist per Exempel 1683, wie der Türke die Kaiserstadt Wien viele Tage beängstigt und belagert hat, eine feurige Kugel in die Stadt hineingeflogen und hat ganz in der Nähe großer Pulvervorräthe eingeschlagen. Großes Unglück wäre geschehen, Wien vielleicht eine Beute des blutdürstigsten Feindes geworden, hätte die Kugel gezündet. Da sieht ein Bube die glühende Kugel, denkt, da muß es lustig dampfen, wenn ich ein Kübel Kalt-Wasser drüber schütte: er thut's, und das Unglück ist abgewendet. —

2.

In Amerika reitet alles, wer es nur ein Bißchen vermag, auch die Weibskente, und da ist's sich denn nicht zu verwundern, daß ein großer Bauer, der vier Stunden von einer pensylvanischen Stadt entfernt wohnte, seiner Tochter den Auftrag gab, in die Stadt zu reiten und eine Hundertpfund-Banknote in kleinere auswechseln zu lassen. Fatale Weise war aber die Bank geschlossen und die Krämer der Stadt waren auch nicht gehörig versehen. Die Tochter mußte unverrichteter Dinge wieder nach Hause zurückkehren, und ließ verdrießlich ihren Gaul durch das Gebüsch traben. Da kommt von der Seite auf einmal ein stattlicher Reiter daher, grüßt das Mädchen freundlich und beide reiten weiter, bis sie zu einer abgelegenen Stelle kamen. Hier versperrt der Reiter auf einmal dem armen Mädchen den Weg, zieht ein Pistol heraus und sagt: „So Jüngferchen, wir sind hier hübsch allein und es sieht's Niemand, wenn ihr mir das Papierchen gebet, das ihr bei euch haben müßt.“ Das Mädchen will zuerst das Ding in Spas ziehen; kann's nicht begreifen, daß der eben so freundliche Herr ein Gaubdieb sei: aber der legt die Hand ans

Jünglein der Pistole und die Tochter sucht zitternd die Banknote hervor und will sie dem Räuber übergeben. In dem Augenblick erhebt sich ein Windstoß und weht das Papier auf die Strafe einige Schritte weit weg. Der unhöfliche Reiter steigt schnell vom Pferde und läuft der Note nach. Jetzt aber treibt das zitternde Mädchen ihr Pferd an und macht sich davon. Des Räubers Gaul aber nicht faul, springt mit und das Losbrennen der Pistole bewirkt nur einen schärfern Trab der beiden Thiere. Glücklich kommt das Mädchen beim väterlichen Hause mit zwei Pferden an und wie man den Mantelsack, den das mitgelaufene auf dem Rücken trug, genau untersucht, findet man darin außer einigen falschen Banknoten noch 500 Thaler in guter klingender Silbermünze.

Damit ist Alles gesagt.

Nur kurz in der Rede und nicht so viel Brel,
Beachte ein Jeder, was's immer auch sei.
Da sprach eine Hausfrau: „Ja ja: mein Gemahl,
So Ginen, den findet man nicht noch einmal.
Beim Anzieh'n besorgt er mir Kleider und Schuh',
Er kocht früh den Kaffee, holt Frühstück dazu.
Er steht hintern Stuhle, laß ich mich frist'r'n,
Und führt Abends spät noch die Hunde spazier'n.
Er pußt mir die Lampe so hell und so klar;
Ach, solch einen Engel, solch Prachteremplar!“ —
Nein, was sich die Frau mit Umschreibungen plagt!
Der Mann ist ein Stoakfisch — damit ist Alles gesagt.

Ein Dienstmädchen sagte mit heiterem Blick:
„Ich hetrathe jeho und mache mein Glück.“
Wer ist denn der Liebste? Da tritt sie hervor
Und sagt: „Er gleng eben dort auf das Contor.“
Ein Kaufmann? Poß Wetter! wohl gar ein Danquier?
„Ja! er zählt die Gelder, doch — Sache per se;
Der Erste, der Letzte, so Abends als früh,
Besorgt er die Briefe, er ist ein Genie;
Er rasselt ganz dorb oft den Kaufburschen an;
Die Schlüssel sind ihm nur allein zugethan.“
Nein, was mit Umschreibung die Christel sich plagt!
Ihr Schatz ist ein Hausknecht — damit ist Alles gesagt.

Als man in einer Gesellschaft über die Verschiedenheit der Volkscharaktere sprach, schilderte Kant die einzelnen europäischen Nationen mit

folgenden Worten: „Die Franzosen sind höflich, lebhaft, leichtsinnig, veränderlich, freiheitsliebend; die Engländer sind beharrlich, wohlthätig, gewinnsüchtig, stolz und ungesellig; die Spanier sind mäsig, stolz, religiös, gravitatisch, unwissend, grausam und faul; die Italiener sind frohsinnig, fest, leidenschaftlich und meuchelmörderisch; die Deutschen endlich sind häuslich, ehrlich, beständig, phlegmatisch, fleißig, bescheiden, ausdauernd, gastfrei, gelehrt, nachahmend und itelsüchtig. Daraus folgt, setzte Kant lakonisch hinzu, „daß Frankreich das Modeland ist, England das Laumenland, Spanien das Ahnenland, Italien das Brachland und Deutschland das Titelland.“

Allerlei nützliche Mittel.

Gegen das Ausfallen der Haare. — Man nimmt so viel Franzbranntwein, als zur Anfeuchtung der Haare nöthig ist, legt die Hälfte, oder nach Verhältnis ein Drittel einer mehrmals eingekerbten Zwiebel hinein, und erwärmt beides gut zusammen. Die Haare werden mit diesem Branntwein befeuchtet, gut durchgekämmt und mit einer leinenen Mütze bedeckt. Am besten geschieht die Befechung Abends vor dem Schlafen gehen.

Die Milch beim Kochen gegen das Gerinnen zu sichern. — Um diesem Uebel vorzubeugen, so braucht man nur in die Milch, von welcher man befürchtet, daß sie zusammenlaufen werde, eine kleine, oder nachdem die Quantität ist, größere Messerspitze voll Pottasche, ehe man sie kocht, einzurühren. — Sie wird dann nicht gerinnen und die Pottasche der Milch weder Farbe noch Geschmack mittheilen. — Dasselbe Verfahren läßt sich bei der Sahne mit Erfolg anwenden.

Schuhwische zu machen. — Man nimmt 3 Unzen gebranntes Elfenbein, eben so viel Syrup, 1 Unze Wallrath und 2 1/2 Maß Weinessig. Diese Wische gibt einen sehr schönen Glanz und schadet dem Leder nicht, weil kein Vitriol dazu genommen wird.

Mittel gegen erfrorene Glieder. — Man nehme die Salzlake von dem frischen in Salz gelegten Schweinefleisch, mache sie heiß und nehme einige Abende hintereinander an Händen oder

Füßen, woran sich Frostbeulen befinden, ein Bad davon, trockne sich, wenn die Lake kalt geworden, ab und lege sich zu Bette. Nach dem zweiten Bad wird man eine große Linderung spüren, nach dem vierten und fünften sind gewöhnlich alle Frostbeulen verschwunden. Der Mittheiler dieses wohlthätigen Mittels litt selbst zwölf Winter auf die jämmerlichste Art, wurde aber durch dieses Mittel geheilt und hatte seitdem das Vergnügen, manchem seiner Mitbürger zu helfen.

Wie man Kartoffeln zur frühern Reife befördert und schmackhafter macht. — Man läßt die Kartoffeln, ehe sie gelegt werden, an einem mäsig trockenen Ort welk werden, und bringt sie, sowie dieses geschehen ist, gleich in die Erde. Solche Kartoffeln sollen nicht nur ein paar Wochen früher zur Reife gedeihen, sondern auch einen ausgezeichneten Geschmack bekommen.

Ameisen aus Speisekammern zu vertreiben. — Man nimmt trockenen Kampher, stößt ihn zu Pulver, und streut ihn in den Speisekammern umher, so werden sich die Ameisen bald entfernen. Auf die Lebensmittel hat der Kampher keinen Einfluß.

Mittel gegen die Wanzen. — Um dieses Ungeziefer zu vertilgen, kochte man Wallnuß und Alaun in einer scharfen Lauge, mische Terpentin darunter und brühe die Ritzen und Fugen der Möbel, worin sich die Wanzen aufhalten, des Sommers 2 bis 3 Mal mit dieser kochend heißen Flüssigkeit, so werden sie nie überhand nehmen oder verschwinden gänzlich. Bettstellen, worin sich die Wanzen aufhalten, schlage man zu diesem Behufe ganz auseinander und lasse die ausgebrühten und nachher abgeschauerten Theile einige Stunden an der Luft stehen, bis man sie wieder zusammenschlägt, so wird das Ungeziefer sammt der Brut getödtet.

Fleisch weich zu kochen. Selbst das schlechteste Fleisch wird weich, wenn man es mit Brennesseln kocht.

Auflösung der Nächstel.

1. Bleistift. 2. Ein frankfurter Brief. 3. Erst aufgebaut, sonst könnte man es nicht niederreißen.